

DER FELS

Ermutigung zum Zeugnis

131

Raymund Fobes:

Franz von Assisi – ein Reformers
in Einheit mit dem Papst

133

Bischof Karl-Heinz Wiesemann:

Gott: unverfügbar wirklich
und liebend nahe

136

Katholisches Wort in die Zeit

44. Jahr Mai 2013



INHALT

Ermutigung zum Zeugnis 131

Raymund Fobes:
Franz von Assisi – ein Reformier
in Einheit mit dem Papst 133

Bischof Karl-Heinz Wiesemann:
Gott: unverfügbar wirklich
und liebend nahe 136

Prälat Ludwig Gschwind:
Die Jesuiten –
ein Orden im Widerstreit 140

Prof. Dr. Konrad Löw:
Pius XII. – sein Bild immer
noch verdunkelt 142

Gerhard Stumpf:
Reformer und Wegbereiter in der Kirche:
Johannes von Gott 145

Dr. Alois Eppler:
Credo ascendit ad Coelos, sedet ad
dexteram Dei Patris Omnipotentis 146

Norbert Gärtner:
Quo vadis Bistum Berlin? 147

Dr. Alois Eppler:
Die zweite Konstantinische Wende
steht bevor! 149

Jürgen Liminski:
„Sire, die Zukunft gehört Gott“ 151

Auf dem Prüfstand 155

Zeit im Spektrum 157

Bücher/Veranstaltungen 159

Impressum „Der Fels“ Mai 2013 Seite 159
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Maria Königin des Himmels,
Pattloch Verlag, 1983, Abb. 39
Erläuterung siehe Seite 156

Fotos: 131 KNA-Bild; 132 L'Osservatore Romano,
22.3.2013; 133, 134, 140, 141, 143, 149 wiki com-
mons; 135 Archiv; 137 Der Pilger, Speyer 138, 139
Bistum Speyer; 142, 144 K. Löw; 146 Martin von
Wagner Museum der Universität Würzburg; 147 N.
Gärtner; 152, 153 J. Liminski;

Quelle S. 145: Homepage der Ordensprovinz der barm-
herzigen Brüder mit der dort angegebenen Literatur hit-
tp://www.barmherzige.de **S. 160:** Martyrologium „Zeug-
gen für Christus“ I S. 369 - 376.

Liebe Leser,

noch immer fragen einige: Wie konnte der Außenseiter Erzbischof Bergoglio bei der Papstwahl so rasch die geforderte Zweidrittelmehrheit erreichen? Dabei liegt die Antwort auf der Hand. Die Kardinäle und mit ihnen die Gläubigen fühlten sich nach dem Rücktritt von Benedikt XVI. vaterlos und ohne Hirten.

In dieser Situation zeigte der Erzbischof von Buenos Aires im Vorkonklave in seinem Redebeitrag den Weg aus der Krise auf. In Stichworten: Daseinszweck der Kirche ist die Verkündigung des Evangeliums. Evangelisierung bedeutet apostolischen Eifer. Die Kirche ist aufgerufen, aus sich herauszutreten. Wenn sie nicht herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, wird sie selbstbezüglich. Darin liegt die Wurzel der Übel, die zu allen Zeiten kirchliche Einrichtungen heimgesucht haben. Eine selbstbezügliche Kirche lässt das schwerwiegende Übel der geistlichen Verweltlichung zu.

Mit Erzbischof Bergoglio war für die Kardinäle der Herausgetretenen, der als 266. Nachfolger jenem Petrus nachfolgen sollte, zu dem der Herr am See Tiberias gesagt hatte: „Weide meine Schafe!“

Der neu gewählte Papst nannte in seiner ersten Rede vor den Kardinälen drei Schritte, die Christen zu tun haben, nämlich „vorangehen in der Gegenwart und im Licht des Herrn, die Kirche aufbauen auf den Eckstein, der der Herr selbst ist, Jesus Christus bekennen.“ Als Realist fügt Papst Franziskus hinzu: „Wenn wir ohne das Kreuz vorangehen, ohne das Kreuz aufbauen und Christus ohne Kreuz bekennen, sind wir keine Jünger des Herrn“.

Die Option des neuen Paps-tes für die Armen, für die Entrechteten und Hilflosen gilt nicht nur für Lateinamerika, sondern für die Gesamtkirche, also auch für den Westen. Das wurde in den Reden und Gesten bereits in

den ersten Tagen deutlich, und es steht in Kontinuität mit dem, was Papst Benedikt XVI. in Freiburg zur Entweltlichung geäußert hat, als er sagte: „Die von materiellen und politischen Lasten befreite Kirche kann sich besser und auch auf wahrhaft christliche Weise der ganzen Welt zuwenden, wirklich weltoffen sein“.

Was Franziskus zur Entweltlichung äußert, mag in manchen Ortskirchen Unbehagen auslösen. Vorsorglich heißt es, der Papst solle sich in erster Linie als Bischof von Rom sehen. So erhofft der ZDK-Präsident „mehr Entscheidungsspielräume für die Bistümer und nationalen Kirchen. Nötig sind weniger Zentralismus sowie eine neue Balance zwischen Vatikan und Ortskirchen“. Möchten doch die Ortskirchen ihre Hausaufgaben dort machen, wo sie schon zuständig sind, zum Beispiel in der Reform des Religionsunterrichtes oder in der Berufung lehramtstreuer Professoren für die Ausbildung der Priesteramtskandidaten, Religionslehrer, Pastoralassistenten etc.

Denn tatsächlich geht es um das Überleben der Ortskirchen im Westen. Wenn zum Beispiel nur noch 15% der 16-29 Jährigen in Deutschland eine religiöse Erziehung der Kinder für wichtig halten und besonders in Großstädten immer weniger Kinder getauft werden, kann auch ein befriedigendes Kirchensteueraufkommen nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Basis immer schmaler wird. Es geht um die von den letzten Päpsten angemahnte Neuevangelisierung, um die Menschen für das Evangelium zu gewinnen, damit die Kirche bei uns und mit ihr die Gesellschaft eine Zukunft hat.



Mit den
besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Evangelisierung ist der Daseinsgrund der Kirche

Das Statement von Erzbischof Jorge Mario Kardinal Bergoglio im Vorkonklave

1. Evangelisierung setzt apostolischen Eifer voraus. Sie setzt in der Kirche kühne Redefreiheit voraus, damit sie aus sich selbst herausgeht. Sie ist aufgerufen, aus sich selbst herauszugehen und an die Ränder zu gehen. Nicht nur an die geografischen Ränder, sondern an die Grenzen der menschlichen Existenz: die des Mysteriums der Sünde, die des Schmerzes, die der Ungerechtigkeit, die der Ignoranz, die der fehlenden religiösen Praxis, die des Denkens, die jeglichen Elends.

2. Wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank (vgl. die gekrümmte Frau im Evangelium). Die Übel, die sich im Laufe der Zeit in den kirchlichen Institutionen entwi-

ckeln, haben ihre Wurzel in dieser Selbstbezogenheit. Es ist ein Geist des theologischen Narzissmus.

In der Offenbarung sagt Jesus, dass er an der Tür steht und anklopft. In dem Bibeltext geht es offensichtlich darum, dass er von außen klopft, um hereinzukommen. Aber ich denke an die Male, wenn Jesus von innen klopft, damit wir ihn herauskommen lassen. Die egozentrische Kirche beansprucht Jesus für sich drinnen und lässt ihn nicht nach außen treten.

3. Die um sich selbst kreisende Kirche glaubt – ohne dass es ihr bewusst wäre – dass sie eigenes Licht hat. Sie hört auf, das „Geheimnis des Lichts“ zu sein, und dann gibt sie jenem schrecklichen Übel der „geistlichen Mondänität“ Raum (nach Worten de Lubacs das schlimmste Übel, was der Kirche

passieren kann). Diese (Kirche) lebt, damit die einen die anderen beweihräuchern.

4. Was den nächsten Papst angeht: (Es soll ein Mann sein) der aus der Betrachtung Jesu Christi und aus der Anbetung Jesu Christi der Kirche hilft, an die existenziellen Enden der Erde zu gehen, der ihr hilft, die fruchtbare Mutter zu sein, die aus der „süßen und tröstenden Freude der Verkündigung“ lebt.

Vereinfacht gesagt: Es gibt zwei Kirchenbilder: die verkündende Kirche, die aus sich selbst hinausgeht, die das „Wort Gottes ehrfürchtig vernimmt und getreu verkündet“; und die mondäne Kirche, die in sich, von sich und für sich lebt.

Dies muss ein Licht auf die möglichen Veränderungen und Reformen werfen, die notwendig sind für die Rettung der Seelen. □



Vorgehen – Aufbauen – Christus den Gekreuzigten bekennen

Predigt von Papst Franziskus in der Eucharistiefeyer mit den Kardinälen am 14. März 2013

Diese drei Lesungen haben meines Erachtens etwas gemeinsam: das Moment der Bewegung. In der ersten Lesung ist es die Bewegung auf dem Weg, in der zweiten Lesung ist es die Bewegung beim Aufbau der Kirche und im Evangelium die Bewegung im Bekenntnis. Gehen, aufbauen, bekennen.

Gehen: „Ihr vom Haus Jakob, kommt, wir wollen unsere Wege gehen im Licht des Herrn“ (Jes 2,5). Es ist die erste Sache, die Gott zu Abraham sagte: Wandle in meiner Gegenwart und sei rechtschaffen (vgl. Gen 17,1). Gehen: Unser Leben ist ein Weg, und wenn wir anhalten, geht die Sache nicht. Immer gehen, in der Gegenwart des Herrn, im Licht des Herrn, und dabei versuchen, rechtschaffen zu leben, so wie Gott es in seiner Verheißung von Abraham verlangte.

Aufbauen. Die Kirche aufbauen. Die Lesung spricht von Steinen: Steine haben Festigkeit; aber es geht um lebendige Steine, um vom Heiligen Geist getränkte Steine (vgl. 1 Petr 2,1-10). Die Kirche, die Braut Christi, auf jenen Eckstein aufbauen, welcher der Herr selbst ist. Eine weitere Bewegung unseres Lebens also: aufbauen.

Drittens: **Bekennen.** Wir können gehen, wie weit wir wollen, wir können vieles aufbauen, aber wenn wir nicht Jesus Christus bekennen, geht die Sache nicht. Wir werden eine wohlthätige NGO (Nicht-Re-

Der Papst sprach zu folgenden Lesungen aus der Heiligen Schrift: Jes 2,2-5; 1 Petr 2,4-9; Mt 16,13-19

gierungs-Organisation), aber nicht die Kirche, die Braut Christi. Wenn man nicht geht, bleibt man da stehen. Wenn man nicht auf Stein aufbaut, was passiert dann? Es geschieht das, was den Kindern am Strand passiert, wenn sie Sandburgen bauen: Alles fällt zusammen, es hat keine Festigkeit. Wenn man Jesus Christus nicht bekennt, da kommt mir das Wort von Léon Bloy in den Sinn: „Wer nicht zum Herrn betet, betet zum Teufel.“ Wenn man Jesus Christus nicht bekennt, bekennt man die Weltlichkeit des Teufels, die Weltlichkeit des Bösen.

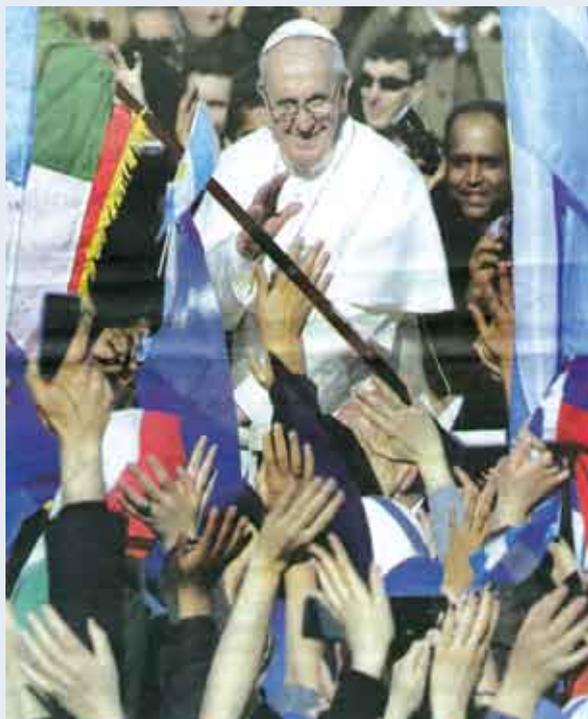
Gehen, aufbauen/errichten, bekennen. Aber die Sache ist nicht so

einfach, denn beim Gehen, beim Aufbauen, beim Bekennen gibt es zuweilen Erschütterungen, Bewegungen, die nicht eigentlich zur Bewegung des Gehens gehören – es sind Bewegungen, die nach hinten ziehen.

Das Evangelium fährt mit einer besonderen Situation fort. Derselbe Petrus, der Jesus Christus bekannt hat, sagt zu ihm: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Ich folge dir, aber sprich mir nicht vom Kreuz. Das tut nichts zur Sache. Ich folge dir mit anderen Möglichkeiten, ohne das Kreuz. – Wenn wir ohne das Kreuz gehen, wenn wir ohne das Kreuz aufbauen und Christus ohne Kreuz bekennen, sind wir nicht Jünger des Herrn: Wir sind weltlich, wir sind Bischöfe, Priester, Kardinäle, Päpste, aber nicht Jünger des Herrn.

Ich möchte, dass nach diesen Tagen der Gnade wir alle den Mut haben, wirklich den Mut, in der Gegenwart des Herrn zu gehen mit dem Kreuz des Herrn; die Kirche aufzubauen auf dem Blut des Herrn, das er am Kreuz vergossen hat; und den einzigen Ruhm zu bekennen: Christus den Gekreuzigten. Und so wird die Kirche voranschreiten.

Ich wünsche uns allen, dass der Heilige Geist auf die Fürbitte der Mutter Gottes, unserer Mutter, uns diese Gnade schenke: gehen, aufbauen, Jesus Christus den Gekreuzigten bekennen. Amen.



Franz von Assisi – ein Reformers in Einheit mit dem Papst

Fühlen und Denken des Poverello mit der Kirche

Es war gewiss für viele in vieler Hinsicht eine Überraschung, als am 13. März 2013 der neue Papst sich auf der Loggia des Petersdomes zeigte. Jorge Mario Kardinal Bergoglio, zuvor Erzbischof von Buenos Aires ist der erste Papst, der sich nach dem heiligen Franziskus von Assisi benennt.

Ein Mann der Kirche

Ein Franziskus unter den Päpsten, das mag bei manch einem Verwunderung auslösen – zumal Franziskus oft auch als jemand gesehen wird, dem aufgrund seiner persönlichen und radikalen Christusbeziehung die Kirche in ihrer hierarchischen Gestalt zuwider war.

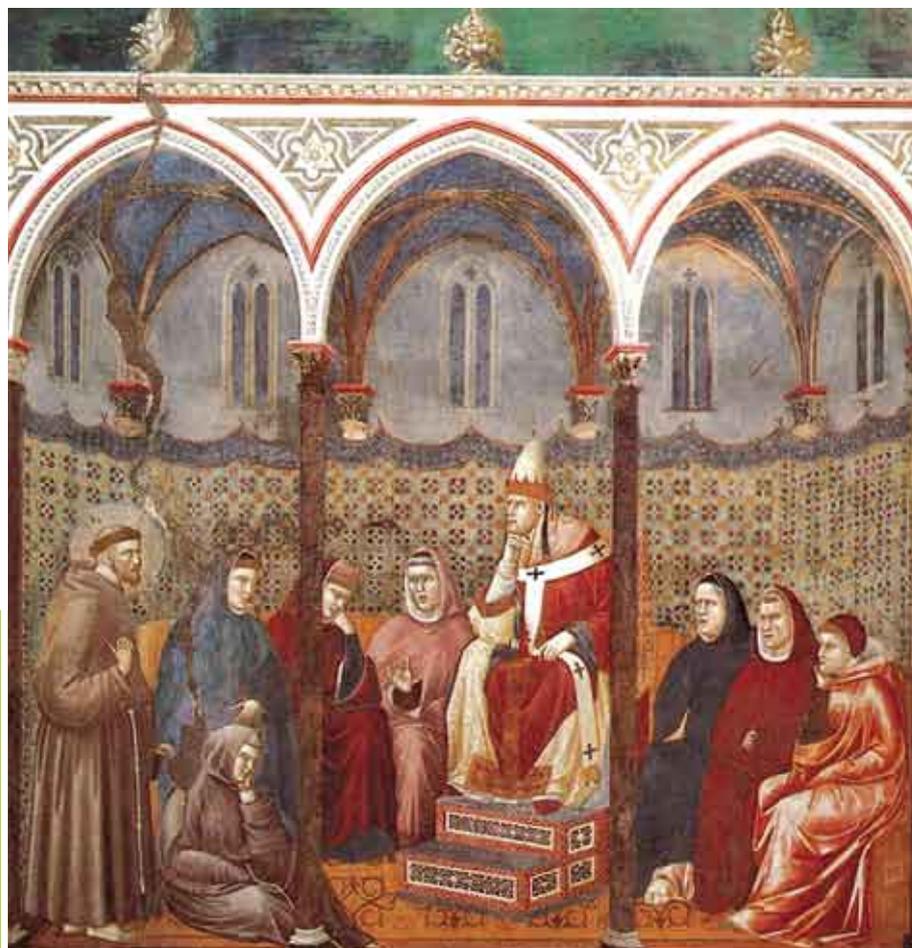
Wer so denkt, tut dem heiligen Franziskus unrecht. Seinen Weg der Kirchenreform wollte er nicht gegen die Verantwortlichen in der Kirche, also den Papst und die Bischöfe, sondern mit ihnen gehen. Der Gehorsam gegenüber der Kirche war ihm sehr wichtig – und das sicher weder aus Kleinmut gegenüber der Obrigkeit noch aus Kalkül, um für seinen Orden das Bestmögliche „herauszuschlagen.“ Natürlich ging es ihm darum, die Menschen zu einer neuen Nähe zu Christus zu führen, und da war in seiner Zeit einiges im Argen. Der Auftrag, den Jesus ihm vom Kreuz von San Damiano gegeben hat,

war klar: „Baue meine Kirche wieder auf.“ Dafür stand auch Franziskus.

Doch weil er den Weg in und mit der Kirche ging, konnte er zu einem fruchtbaren Reformers werden. Immer wieder haben die Päpste bis heute an ihn erinnert und sein Konzept der Kirchenreform aufgegriffen – nicht erst der jetzige Papst Franziskus. Gerade dessen Vorgänger Papst Benedikt XVI. hat das Franziskanische Erbe sehr hoch gehalten. Wenn er von „Entweltlichung“ sprach, meinte er genau das, was der Poverello wollte: ganz aus Christus heraus zu leben und sich nicht von den Gesetzen der Welt – Luxus, Macht und Karriere – einfangen zu lassen.

Liebe zur Eucharistie – Respekt vor den Priestern

Dieses bewusste Fühlen und Gehen mit der Kirche hatte nun für den Poverello seinen tiefsten Grund in seiner Liebe zur Eucharistie. Nur wenige Jahre vor seinem Tod hat Franz einen Brief an seine Brüder geschrieben. Dieser „Brief an den gesamten Orden“ ist ein wunderbares Zeugnis über die Christusfrömmigkeit des Heiligen. Besonders fordert Franziskus zur Verehrung des Altarsakramentes auf. Mit „aller Liebe, deren ich fähig bin“, bittet er die Brüder, „jegliche Ehrfurcht und jegliche Eh-



Franziskus vor Honorius III., dem Nachfolger von Innozenz III. – Fresko von Giotto di Bondone in der Oberkirche von San Francesco, Assisi

re, soviel ihr nur könnt, dem heiligsten Leib und Blut unseres Herrn Jesus Christus“ zu erweisen. Von den Brüdern Priestern fordert er reinste und edelste Gesinnung, weil sie das Opfer Christi darbringen. Sie sollen heilig sein, so wie auch Christus heilig ist.

Und Franziskus zeigt mit geradezu erschütternden Worten, was den Gläubigen durch den Dienst der Priester und der ganzen Kirche da geschenkt ist: „Der ganze Mensch erschauere, die ganze Welt erbebe, und der Himmel juble, wenn auf dem Altar in der Hand des Priesters Christus ist, der Sohn des lebendigen Gottes. O wunderbare Hoheit und staunenswerte Herablassung! O demütige Erhabenheit, dass der Herr des Alls, Gott und Gottes Sohn, sich so erniedrigt, dass er sich unter der anspruchslosen Gestalt des Brotes verbirgt!“

Die Liebe zur Eucharistie führte bei Franziskus aber auch zu einer ganz besonderen Verehrung des Priestertums. In seinem Testament schreibt er: „Danach gab und gibt mir der Herr einen so großen Glauben zu den Priestern, die nach der Vorschrift der heili-

gen Römischen Kirche leben, wegen ihrer Weihe, dass ich, wenn sie mich verfolgen würden, bei ihnen Zuflucht suchen will. Und wenn ich so große Weisheit hätte, wie Salomon sie gehabt hat, und fände armselige Priester dieser Welt – in den Pfarreien, wo sie weilen, will ich nicht gegen ihren Willen predigen. Und diese und alle anderen will ich fürchten, lieben und ehren wie meine Herren. Und ich will in ihnen die Sünde nicht sehen, weil ich den Sohn Gottes in ihnen absondere und sie meine Herren sind. Und deswegen tue ich das, weil ich materiell von ihm, dem höchsten Sohn Gottes, in dieser Welt nichts sehe als seinen heiligsten Leib und sein heiligstes Blut, das sie selbst empfangen und sie allein den anderen darreichen.“

Franziskus hatte also höchste Hochachtung vor den Priestern, ja, er will sogar die Sünde in ihnen nicht sehen – wenn ihr Lebenswandel nicht dem entspricht, was sie durch ihre Weihe sind: Handelnde in der Person Christi.

Jesus Christus hat seinen Priestern ja anvertraut, Brot und Wein in sei-

nen Leib und sein Blut zu verwandeln. Und dadurch kommt Gott in die Welt, kommt er uns nahe. Deshalb achtete der Poverello die Priester so sehr.

Wenn Franziskus diesen Priestern, die in Sünde leben, Hochachtung erweist, so heißt das nicht, dass er über Fehlverhalten hinwegsieht. Er will den „Sohn Gottes“, in dessen Person sie handeln, von ihrem sündhaften Tun ja absondern. Das heißt: Er wird ihre Autorität achten und dann die Sünde in ihnen nicht sehen, gleichwohl wird er es aber auch nicht ver säumen, auf ihren fehlerhaften Lebensstil hinzuweisen, weil er weiß, dass sie zwar in der Person Christi handeln, aber doch nicht völlig identisch mit Christus sind und durchaus Menschen geblieben sind – mitunter recht sündhafte sogar.

Franziskus fordert sie darum auch zu einem heiligmäßigen Leben auf. Die Priester sind zur Ehrfurcht vor Gott gerufen. Das macht er nicht nur den Brüdern Priestern in seinem Brief an den gesamten Orden deutlich, sondern auch allen Klerikern – in seinem „Brief an die Kleriker“ aus der Zeit zwischen 1215 und 1220, der an alle Geistlichen, also nicht nur die Priester aus dem Franziskanerorden adressiert ist. Da bezieht er sich übrigens auch selbst mit ein. Franziskus war ständiger Diakon.

Dennoch verspricht Franziskus allen Priestern und somit auch der Autorität der Kirche Gehorsam. Er nimmt es sich nicht heraus – so wie andere Armutsbewegungen seiner Zeit wie die Katharer oder Waldenser – ohne Erlaubnis des Bischofs öffentlich zu predigen.

Diese positive Haltung zur Kirche hat ihren Grund auch in den guten Erfahrungen, die der Heilige mit kirchlicher Autorität machte: Bischof Guido von Assisi nahm ihn in Schutz, als es zwischen Franzis-



Papst Innozenz träumt, dass Franziskus die Lateranbasilika vor dem Umsturz bewahrt und so die Kirche rettet. – Fresko von Giotto di Bondone in der Oberkirche von San Francesco, Assisi

kus und seinem Vater zum endgültigen Zerwürfnis kam, weil Pietro Bernardone zutiefst erbost war, dass sein Sohn zu viel an die Armen gab. Und schließlich fand er in Papst Innozenz III. und dessen Gesandten Hugolin auch Unterstützung für seine Anliegen – dies aber, nachdem er zuvor ihr Vertrauen gewinnen konnte, dadurch, dass er wirklich im Gehorsam und mit der Kirche seinen Weg gehen wollte. Er selbst lebte Armut und Einfachheit im Vertrauen auf Christus. Er forderte es nicht von der Obrigkeit kompromisslos ein, sondern überzeugte gerade durch sein Beispiel – um andere zum Nachdenken zu bringen.

Von den Päpsten sehr verehrt

Und er machte viele Verantwortliche in der Kirche nachdenklich, zu seiner Zeit – aber auch später. Nachdem es im 19. Jahrhundert zu einer regelrechten Franziskus-Renaissance gekommen war, kam 1878 mit Papst Leo XIII. ein großer Verehrer des Poverello auf den Stuhl Petri. Er war Mitglied des Franziskanischen Dritten Ordens. Außerdem befasste er sich in einer eigenen Enzyklika mit Franziskus. „Auspicato concessum“ erschien 1880 anlässlich des 700. Geburtstags des um 1181 geborenen Heiligen. Papst Leo prangert in diesem Schreiben soziale Ungerechtigkeit an und fordert, dass entsprechend dem franziskanischen Geist in der Kirche Reiche und Arme geschwisterlich verbunden zusammenleben sollen. Besonders lobt Leo XIII. in der Enzyklika den Dritten Orden. Nicht zuletzt durch diese päpstliche Werbung sollte die Franziskanische Gemeinschaft enormen Zulauf erhalten und zu einer großen Bewegung innerhalb der katholischen Kirche werden.

Während seines vierzigstägigen Fastens zur Vorbereitung auf das Fest des hl. Erzengels Michael im Jahre 1224 erblickte der hl. Franziskus morgens um das Fest der Kreuzerhöhung herum am Hang des Monte Alverna betend einen sechsflügeligen Seraph. In diesem sah der Heilige die Gestalt eines Gekreuzigten. Nachdem die Erscheinung vorüber war, entdeckte St. Franziskus, dass ihm die fünf Wunden des Heilands eingepägt worden waren. In der Folgezeit wird Franziskus als „alter Christus“, d.h. zweiter Christus, bezeichnet.

Besonders verbunden mit Franziskus ist auch unser Papst emeritus Benedikt XVI. Er hat immer wieder die Christusbezogenheit des Poverello betont. In einer eindrucksvollen Katechese über Franziskus erinnerte er gerade auch an die Eucharistische Frömmigkeit des Heiligen. Bei aller Armut war es Franziskus ganz wichtig, dass der Leib und das Blut Christi in kostbaren Gefäßen aufbewahrt sind. Aus diesem Grund sind feierliche Messfeiern mit prachtvollen Messgewändern auch nicht gegen den franziskanischen Geist, sondern entsprechen ihm durchaus, wenn diese Pracht allein der Ehre Gottes gilt.

Genauso atmet auch ein schlichter Gottesdienst franziskanischen Geist, wenn er denn ehrfürchtig und zur Ehre Gottes gefeiert wird. Und

so sei abschließend gesagt: Auch wenn die Formen, in denen Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus die Heilige Messe feiern, unterschiedlich sind und Diskussionen ausgelöst haben: Beide tun es im Franziskanischen Geist, denn beide geben Gott auf ihre Art die Ehre, sei es im feierlich-prachtvollen Stil von Papst Benedikt oder in der schlichteren Form bei Papst Franziskus. Aber beide feiern ganz würdig die Heilige Messe, beide stellen Gott und nie sich selbst in den Mittelpunkt und beide sind sie in ihrer Lebensart bescheiden und demütig vor dem großen Gott. Ich glaube, Franziskus hat im Himmel seine helle Freude, dass in dieser Zeit der zwei Päpste beide den franziskanischen Geist eindrucksvoll leben. □



Gott: unverfügbar wirklich und liebend nahe

Das Glaubenszeugnis Benedikts XVI.

Liebe Schwestern und Brüder!

Meine Gedanken gehen an diesem Morgen an den Tag zurück, als vor gut fünf Jahren mir Papst Benedikt sein Vertrauen aussprach und mich zum neuen Bischof von Speyer ernannte. Diese fünf Jahre hier in der Pfalz sind von einer großen Dichte der Erfahrungen, Begegnungen und kirchlichen und zeitgeschichtlichen Herausforderungen geprägt, eine Dichte, die nicht spurlos an mir vorübergegangen ist, für die ich dankbar bin und vor der ich gleichzeitig demütig dastehe im Bewusstsein der eigenen Schwäche.

Aber nicht der Rückblick auf diese fünf Jahre mit ihren Höhepunkten, etwa der wundervollen Feier unseres 950. Domweihjubiläums, aber auch mit ihren schwierigen Herausforderungen, denen wir uns etwa mit dem Konzept Gemeindepastoral 2015 zu stellen versuchen, nicht dieser Rückblick soll heute im Mittelpunkt stehen, sondern der

Der Papst, der Bischof von Rom und Nachfolger des hl. Petrus, ist „das immerwährende und sichtbare Prinzip und Fundament für die Einheit in der Vielheit sowohl von Bischöfen als auch von Gläubigen“ (LG 23). „Der Römische Bischof hat kraft seines Amtes, nämlich des Stellvertreters Christi und des Hirten der ganzen Kirche, die volle, höchste und allgemeine Vollmacht über die Kirche, die er immer frei ausüben kann“ (LG 22).

Dank an den nun zurückgetretenen Papst Benedikt für sein vielfältiges Wirken für die Kirche, insbesondere für die knapp acht Jahre seines Pontifikates in stürmischer Zeit.

Die zahlreichen Analysen und Bewertungen dieses Pontifikates in diesen Tagen, die danach fragen, was denn diese acht Jahre unter Papst Benedikt gebracht haben, erinnern mich an eine zentrale Passage im ersten Band der Jesusbücher des Papstes. Er schreibt im Zusammenhang mit der Auslegung der Versuchungsgeschichte Jesu:

„Da steht nun freilich die große Frage auf, die uns durch das ganze Buch hindurch begleiten wird: Aber was hat Jesus dann eigentlich gebracht, wenn er nicht den Weltfrieden, nicht den Wohlstand für alle, nicht die bessere Welt gebracht hat? Was hat er gebracht? Die Antwort lautet ganz einfach: Gott. ... Er hat Gott gebracht: Nun kennen wir sein Antlitz, nun können wir ihn anrufen... Jesus hat Gott gebracht und damit die Wahrheit über unser Wohin und Woher; den Glauben, die Hoffnung und die Liebe. Nur unserer Herzenshärte wegen meinen wir, das sei wenig. Ja, Gottes Macht ist leise in dieser Welt... Immer wieder scheint die Sache Gottes wie im Todeskampf zu liegen. Aber immer wieder erweist sie sich als das eigentlich Beständige und Rettende.“ (Jesus von Nazareth, Bd.1, 73f)

Lange hat die Kirche keinen so großen Theologen mehr an der Spitze gehabt. Seine ganze Leidenschaft gilt dem denkerischen Ergründen Gottes und zeigt sich darin, wie sehr er liebend berührt und überwältigt ist von der Größe dieses Geheimnisses. Sein Wort hat Kraft, und seine Sprache spiegelt in ihrer Tiefe

Schönheit und Klarheit die Faszination des Gottesgeheimnisses wider. Papst Benedikts erste Sorge gilt der Wirklichkeit Gottes mitten in einer Welt, die immer mehr ohne Gott auszukommen scheint und ihn immer häufiger geradezu systematisch auszuschließen beginnt. Diese Sorge um das Anerkennen der Wirklichkeit Gottes ist für ihn gleichzeitig höchste Sorge um den Menschen, der ohne Gott seinen Halt und seine Orientierung verliert. Das Wort Jesu, dass die erste Sorge seiner Jünger sich auf das Reich Gottes richten muss (vgl. Mt 6,33), ist ihm in die Seele und in die Biographie geschrieben, und dies nicht erst seit den turbulenten Zeiten, die er als Professor mit der 68er Generation durchlebt hat.

Und so benennt er die größte Versuchung unserer Zeit, den Kern, der allen Versuchungen letztlich zugrunde liegt: „Der Kern aller Versuchung ... ist das Beiseiteschieben Gottes, der neben allem vordringlicher Erscheinenden unseres Lebens als zweitrangig, wenn nicht überflüssig und störend empfunden wird... Sie tritt ... unter dem Anspruch des wahren Realismus auf: Das Reale ist das Vorkommende – Macht und Brot; die Dinge Gottes erscheinen demgegenüber als unreal, eine Sekundärwelt, derer es eigentlich nicht bedarf. Es geht um Gott: Ist er der Wirkliche, die Wirklichkeit selbst, oder ist er es nicht? Ist er der Gute, oder müssen wir das Gute selbst erfinden? Die Gottesfrage ist die Grundfrage, die uns an den Scheideweg der menschlichen Existenz stellt.“ (57)

Das ist die Urerfahrung Israels, die dieses Volk so anders und herausgehoben aus allen Völkern gemacht hat: Gott hat sich ihnen als der Wirkliche, als der in ihrer Ge-



Joseph Kardinal Ratzinger auf Besuch in Speyer

schichte Wirkmächtige erwiesen. Als die Wirklichkeit, die allem zugrunde liegt und alles verändern kann, als der Schöpfer und Erlöser Israels. Die anderen Völker haben sich ihre Götter selbst gemacht. Sie sind nur wirkungsloses Spiegelbild der Interessen, Intrigen und Illusionen der Menschen. So betet der Psalmist: „Die Götzen der Völker sind nur Silber und Gold, ein Machwerk von Menschenhand. Sie haben einen Mund und reden nicht, Augen und sehen nicht; sie haben Ohren und hören nicht... Die sie gemacht haben, sollen ihrem Machwerk gleichen, alle, die den Götzen vertrauen. Israel, vertrau auf den Herrn! Er ist für euch Helfer und Schild.“ (Ps 115,4ff) Das ist das Erbe Israels, das wir hüten müssen und uns in Christus auf einmalige Weise anvertraut ist: Gott lässt sich nicht beiseite schieben – er ist der Wirkliche schlechthin. Und nur weil er der wahrhaft Wirkliche ist, der Grund aller Wirklichkeit, darum ist er letzter Halt, ist er unser Heil und unsere Rettung. Auf selbst gemachte Illusionen kann man nicht bauen. Nur wer auf Gott baut, hat das Haus seines Lebens auf Fels gegründet.

Gott ist der Wirkliche und der Wirkmächtige: Er greift ein in unsere Geschichte, in unser Leben; er fordert uns heraus in unserer Verantwortung; er erweist sich auch in unserer Versagen als der Rettende und in unserer Ungeborgenheit als der

Schützende. Er lässt sich nicht beiseite schieben – nicht aus dem Bereich unseres persönlichen Lebens, nicht aus dem Bereich der Vernunft und des Denkens, nicht aus der Öffentlichkeit und der Gesellschaft der Menschen. Diese Urerfahrung Israels findet sich verdichtet in der Erzählung vom brennenden Dornbusch, die wir heute in der ersten Lesung aus dem Buch Exodus gehört haben. Dort offenbart sich Gott dem Mose und gibt ihm seinen Namen mit. Dieser Name aber ist mit nichts zu vergleichen – er ist nicht ein Göttername unter vielen. Der Name sagt nicht anderes als die unverfügbare Wirklichkeit Gottes: „Ich bin der Ich-bin-da.“ Dieser „Ich-bin-da“ hat das Elend seines Volkes in Ägypten gesehen und wird es aus der Sklaverei herausführen in die Freiheit der Kinder Gottes.

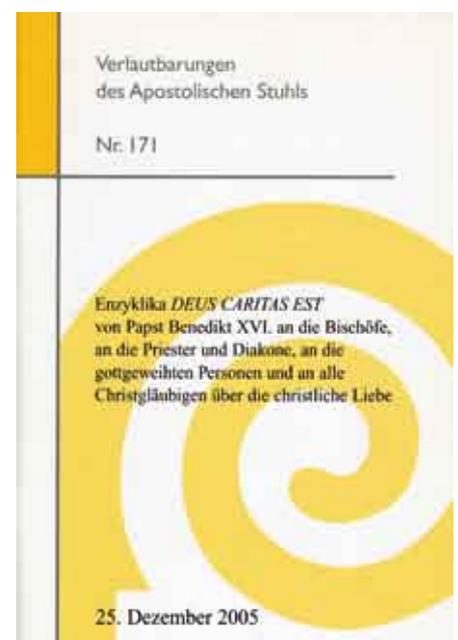
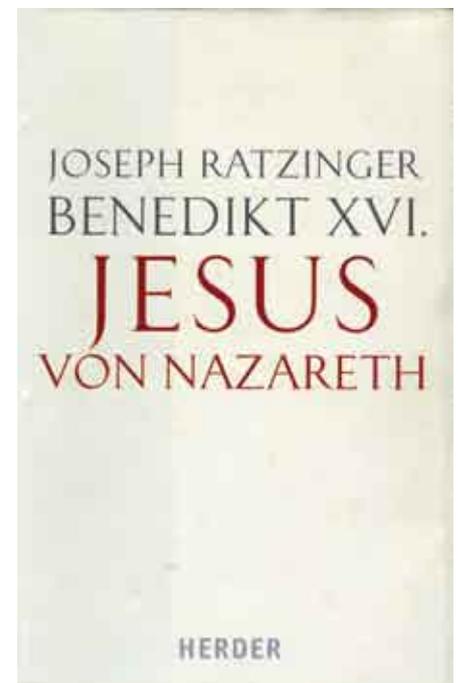
Benedikt XVI. kommt immer wieder auf diese geheimnisvolle Gottesbegegnung im brennenden Dornbusch zwischen Jahwe und seinem Diener Mose zu sprechen. Für ihn vollendet sich dieses „Ich-bin-da“ Gottes in Jesus Christus, der es sich zu eigen macht und es selbst ausspricht: „Ich bin es.“ (Joh 13,13.19) – „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh 8,12) – „Ich bin das Brot des Lebens.“ (Joh 6,48) – „Ich bin der wahre Weinstock.“ (Joh 15,1) – „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“ (Joh 11,25). In Christus tritt die Wirklichkeit Gottes so in unser

„Papst Benedikts erste Sorge gilt der Wirklichkeit Gottes mitten in einer Welt, die immer mehr ohne Gott auszukommen scheint ... Das Wort Jesu, dass die erste Sorge seiner Jünger sich auf das Reich Gottes richten muss (vgl. Mt 6,33), ist ihm in die Seele und die Biographie geschrieben ...“

(Bischof K.H. Wiesemann zum Buch „Jesus von Nazareth“)

„Deus caritas est – Gott ist die Liebe“ – diese erste Enzyklika gibt den tiefsten Einblick in das Gottesbild unseres Papstes, genauer gesagt in die tiefe Erfahrung der Wirklichkeit einer Liebe, die ihn das ganze Leben lang herausfordert und erfüllt.“

(Bischof K.H. Wiesemann)



Leben, dass sie uns im konkreten Gegenüber, im Angesicht dieses Jesus von Nazareth und in der Kraft seines Wortes, zur Verantwortung ruft und uns in eine unmittelbar persönliche Beziehung hineinstellt. In Christus wird uns eine Beziehung der Liebe und der Freundschaft zu Gott ermöglicht und geschenkt, die ohne ihn unvorstellbar wäre.

In seiner Predigt anlässlich seines 60jährigen Priesterjubiläums am Hochfest Peter und Paul 2011 hat Papst Benedikt sehr persönlich diese innerste Grundlage seines ganzen Dienstes als Priester, Bischof und Papst rückblickend zusammengefasst. Er erinnert sich, wie der weihende Kardinal Faulhaber „mit etwas brüchig gewordener und doch fester Stimme“ den Kandidaten das Wort des Herrn zusprach: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde.“ (Joh 15,15) Und der Papst sagt: „Das ist ein Wort großer innerer Freude, das einen zugleich schauern machen kann in seiner Größe, über die Jahrzehnte und mit all den Erfahrungen der eigenen Schwachheit und seiner nicht zu erschöpfenden Güte.“

In dieser Freundschaft gründet für ihn eine unzertrennliche Lebensgemeinschaft mit Christus selber, die im Bild vom Weinstock und den Reben den innigsten Ausdruck gefunden hat. Aus dieser intimen Symbiose erwächst der Auftrag, Frucht zu bringen, „den eigenen Lebensbereich zu überschreiten“ und das „Evangelium in die Welt der anderen hineinzutragen, damit es das Ganze durchdringe und so die Welt sich für das Reich Gottes öffne.“ Und der Papst fährt fort: „Aber nun müssen wir doch fragen: Was ist das für eine Frucht, die der Herr von uns erwartet? Der Wein ist Bild für die Liebe: Sie ist die eigentliche, die bleibende Frucht, die Gott von uns will. Aber vergessen wir dabei nicht, dass im Alten Testament der erwartete Wein aus den edlen Trauben vor allem Bild für die Gerechtigkeit ist, die in einem Leben wächst, das Gottes Gesetz entsprechend gelebt wird. Und sagen wir nicht, dies sei alttestamentlich und nun überwunden – nein, das bleibt immer wahr. Der wahre Inhalt des Gesetzes, seine Summe, ist die Liebe zu Gott und

zum Nächsten. Aber diese doppelte Liebe ist nichts bloß Süßes. Sie trägt in sich die Fracht der Geduld, der Demut, des Reifwerdens in der Einförmigkeit unseres Willens in den Willen Gottes, in den Willen Jesu Christi, des Freundes. Nur so, in dem Wahrwerden und Rechtwerden unseres ganzen Seins ist auch die Liebe wahr, nur so ist sie reife Frucht. Ihr innerer Anspruch, die Treue zu Christus und seiner Kirche will immer auch erlitten sein. Gerade so wächst die wahre Freude.“

Liebe Schwestern und Brüder! Papst Benedikt hat in seinem langen öffentlichen Wirken für die Kirche – als Professor, als Erzbischof von München, als Präfekt der Glaubenskongregation und als Nachfol-

ger des Heiligen Petrus – immer die Gottesfrage in den Mittelpunkt gestellt: Gottes unermessliche Größe und Unverfügbarkeit, die sich nicht unseren Vorstellungen und Wünschen oder gar den Machtphantasien der Menschen angleichen lässt – und die unbegreifliche Nähe dieses selben Gottes in Jesus Christus, in der innigen Freundschaft mit ihm. Ergreifend bleibt mir in Erinnerung, wie er den jungen Christen immer wieder eindringlich und sehr persönlich Jesus als den Freund erschlossen hat und sich Unnahbarkeit in herzliche Zuwendung wandelte. Die Wirklichkeit Gottes als grundlegende Wahrheit unseres Lebens anzunehmen – und Gott nicht nach unseren Maßstäben passend zu machen, um ihn genau deshalb, weil er eben



keine Fiktion oder Projektion unserer Wünsche ist, als den wirklichen Halt, ja als den Freund des Lebens zu entdecken: als die Liebe, die alles durchwirkt und erlöst – das ist für mich der entscheidende rote Faden in der geistigen, tief gläubigen Gestalt Benedikts. „Deus caritas est – Gott ist die Liebe“ – diese erste Enzyklika gibt den tiefsten Einblick in das Gottesbild unseres Papstes, genauer gesagt, in die tiefe Erfahrung der Wirklichkeit einer Liebe, die ihn das ganze Leben lang herausfordert und erfüllt. Die ihm die Kraft gegeben hat (und weiterhin gibt), auch die Leiden zu tragen – und die Größe, im Vertrauen auf Gottes Führung sein Amt in voller Freiheit zurückzugeben. Papst Benedikt geht als großer, unbestechlicher Zeuge für die unverfügbare Wirklichkeit Gottes in die Geschichte ein.

Für uns in Speyer bleibt seine europäische Rede, die er im Rahmen des 2000jährigen Stadtjubiläums 1990 noch als Präfekt der Glaubenskongregation im Dom gehalten hat, in bleibender Erinnerung. Darin hat er deutlich gemacht: Eine Gesellschaft ohne Gott entwickelt auf die Dauer aus sich selbst heraus totalitäre Züge, während die Wirklichkeit Gottes und die unverrückbaren Maßstäbe von Wahr und Falsch und Gut und Böse, die darin begründet sind, die Freiheit des Menschen, seine Verantwortung im Hier und Jetzt, ernst nehmen und immer wieder neu ermöglichen. Daraus folgerte er, dass die Ethik über der Politik zu stehen habe, damit das „Gute“ nicht einfach mit dem sogenannten „Zeitgemäßen“ gleichgesetzt wird und Wahrheit wie auch Gerechtigkeit nicht zum Spielball von Machtinteressen werden. Nur die Wirklichkeit Gottes bewahrt uns in der Tat davor, die im Grunde ständig manipulierbare Auffassung von der „Lebenswelt der Menschen“ als „Norm“ zu setzen und Ideale und Leitbilder von vorneherein in ihrer normativen Kraft zu diskreditieren. In einem dritten Schritt folgerte der damalige Kardinal daher, dass der Gottesgedanke unverzichtbar ist für die Ethik und dass ein Europa ohne Gott nicht nur ein Verrat an der eigenen Geschichte, an den eigenen Wurzeln wäre, sondern für die Welt über Europa hinaus zerstörerischen Charakter

S. Exz. Dr. Karl-Heinz Wiesemann, Speyer

Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann ist der 96. Bischof von Speyer. Er stammt aus dem Erzbistum Paderborn, wo er 1960 in Herford, Ostwestfalen, geboren wurde. Die Priesterweihe empfing er am 10. Oktober 1985 in Rom. Nach der Kaplanzeit und der Promotion wirkte er als Pfarrer in Menden-Bösperde und als Propst der Pfarrei St. Petrus und Andreas in Brilon. 2002 ernannte ihn Papst Johannes Paul II. zum Weihbischof. Die Bischofsweihe empfing er am 8. September 2002 im Paderborner Dom. Danach war er in seiner Heimatdiözese als Bischofvikar für Priesterfortbildung und Berufungspastoral sowie für die Bereiche Gesellschaft, Wissenschaft und Kultur zuständig. Am 19. Dezember 2007 ernannte Papst Benedikt XVI. Weihbischof Wiesemann zum Nachfolger von Bischof Dr. Anton Schlembach. Die Amtseinführung folgte am 2. März 2008 im Speyerer Dom. In der Deutschen Bischofskonferenz ist Bischof Wiesemann Mitglied der Ökumene-Kommission und der Liturgie-Kommission. Die Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz wählten Wiesemann am 7. Oktober 2011 zum Vorsitzenden der Jugendkommission der Deutschen Bischofskonferenz.



ter entfalten würde: ein ungehemmtes technisches Können und eine bindungslose Rationalität, die sich von den großen sittlichen und religiösen Traditionen der Menschheit gelöst hätte. Am Ende des Vortrages hat er seine noch heute genauso aktuellen Gedanken in der einzigartigen Symbolkraft unseres Domes zusammengefasst – und uns somit sein geistiges Erbe auf besondere Weise anvertraut. Kardinal Ratzinger führte damals aus: „Eines ist deutlich: in keiner Phase lebte diese Stadt ohne den Blick auf das Heilige, ohne den Versuch, vom Mitwohnen mit Gott her das rechte Miteinanderwohnen der Menschen zu erlernen ... Europas Größe beruht auf einer Vernünftigkeit, die in der Vernunft über alles Lernen und Können hinaus ihr Höchstes nicht vergisst: Vernehmen des Ewigen zu sein, Organ für Gott. Möge der Speyerer Dom Symbol solcher Offenheit, solchen europäischen Geistes sein und damit Wegweiser in ein gesegnetes neues Jahrtausend.“ (Joseph Kard. Ratzinger, *Wendezeit für Europa*, Freiburg 1991, 82-104, bes. 98ff, Zitat: 103f)

Wir danken unserem emeritierten Papst für sein mutiges Offenhalten der Gottesfrage auch gegen Widerstände und Scheinplausibilitäten unserer Welt, hinter denen sich nur allzu oft pure Machtinteressen oder rein innerweltliche Erlösungsphantasien verbergen. Wir danken ihm, dass er sich nicht hat beugen lassen, wenn es um die Wahrheit und Wirklichkeit Gottes ging – und darum, dass Gott allein Herr über das Leben ist und nicht der Mensch. Und dass dieser Gott ein „Freund des Lebens“ (Weish 11,26) ist, dem man ganz und gar vertrauen kann. Nur darauf kann man wirklich bauen, alles andere ist wie die Spreu, die im Wind verfliegt. Oder auf welche Überzeugung, die heute medienstark geäußert wird, würden Sie ihr Leben setzen? „Wo Gott ist, da ist Zukunft“ – das Motto seines letzten Deutschlandbesuches muss uns bleibende Verpflichtung sein. Daran will uns Papst Benedikt nicht zuletzt mit seinem Verweis auf die Symbolkraft unseres Domes dauerhaft erinnern.

Amen.

Die Jesuiten – ein Orden im Widerstreit

Wie Papst Clemens XIV. erpresst wurde

Der Orden des heiligen Ignatius von Loyola, die Gesellschaft Jesu, hat sich von Anfang an zum besonderen Gehorsam gegenüber dem Papst verpflichtet. Das kommt im Ordensgelübde der Jesuiten zum Ausdruck. Sie stellen sich dem Papst zur Verfügung, und dies bedinglos. Die hervorragende Ausbildung, die der Orden seinen Mitgliedern zuteil werden lässt, befähigte sie zu Spitzenleistungen in der Wissenschaft. Noch bedeutender aber ist die Rolle der Jesuiten im Bereich der Erziehung und des geistlichen Lebens. Die Exerzitenbewegung führte zu einer religiösen Erneuerung. Besondere Verdienste haben sich die Jesuiten in Deutschland nach der Reformation erworben. Nicht umsonst nennt man den Jesuiten Petrus Canisius den zweiten Apostel Deutschlands. Überall, wo ihnen Universitäten anvertraut wurden, haben sie zur Erneuerung des katholischen Lebens beigetragen. Von Anfang an wurden die Jesuiten bekämpft, und dies nicht nur von Protestanten, sondern auch von anderen Orden und den Weltgeistlichen. Die Zeit der Aufklärung hatte in den Jesuiten ein Hassobjekt gefunden. Man wollte sie mit allen Mitteln bekämpfen, um damit die katholische Kirche und insbesondere den Papst zu schwächen.

An die Spitze der Jesuitenfeinde stellten sich die leitenden Minister von Spanien, Portugal, Frankreich und Sizilien. Jahrelang wurde schon Papst Clemens XIII. unter Druck gesetzt, den Orden aufzuheben. Er konnte dem Druck nur mit äußerster Mühe standhalten, aber nach dem Tod Papst Clemens XIII. hat die Jesuitenfrage das Konklave überschattet. Die 45 Kardinäle waren in zwei Lager gespalten. Auf der einen Seite standen die Kardinäle, die den Bourbonen und anderen Herrscherhäusern

verpflichtet waren; sie waren nur gewillt einen Kandidaten zu unterstützen, der den Orden der Jesuiten aufhebt. Auf der anderen Seite standen die Kardinäle, die den Einfluss der Politik auf das Konklave zurückwiesen und überzeugt waren, dass kein Papst auf diesen Orden, der sich dem Papst in besonderer Weise zur Verfügung stellt, verzichten könne.

damit die Verbundenheit mit seinem Vorgänger auszudrücken. Er hatte sich im Konklave weder auf die Seite der Jesuitengegner noch der Jesuitenverteidiger geschlagen. Man wusste nicht recht, wo er stand. Der 64jährige Kardinal stammte aus der Gegend von Rimini. Sein Vater, ein Wundarzt, starb früh. Verwandte ermöglichten dem kleinen begabten



Papst Clemens XIII., 1758-1769 (Gemälde von A. R. Mengs, Venedig) konnte dem Druck aus Spanien, Portugal, Frankreich und Sizilien noch standhalten, aber ...

Wie dramatisch die Lage 1769 war, lässt sich daraus ersehen, dass erst nach drei Monaten und 185 Wahlgängen ein neuer Papst gewählt wurde. Es war der aus dem Franziskanerorden stammende Kardinal Lorenzo Ganganelli, der sich den Namen Clemens XIV. gab, um

Vincenzo Antonio eine gute Ausbildung. Mit 18 Jahren trat er bei den Franziskanerminoriten ein. Jahre des Studiums folgten zuletzt in Rom. Er lehrte als Professor in Bologna und Mailand. Als Regens bei den Franziskanern in Rom wurde er Mitarbeiter des Heiligen Officiums.

Zahlreiche Schriften von französischen Aufklärern setzte er auf den Index der verbotenen Bücher. 1759 erhob ihn Papst Clemens XIII. zum Kardinal.

Nach seiner Wahl zum Papst musste Clemens XIV. zunächst zum Bischof geweiht werden. Er war nicht aus dem Adel, im Gegensatz zu den meisten seiner Vorgänger. Kaum Papst geworden stürmten die bourbonischen Höfe auf ihn ein, endlich den Orden der Jesuiten aufzuheben. Man wurde nicht müde, alle möglichen Anschuldigungen vorzubringen. Der Papst versuchte ständig, eine Entscheidung hinauszuschieben. Um die Spannung zu den Regierungen abzuschwächen, verfügte er 1770, dass die Bannbulle „In coena Domini“, die alljährlich am Gründonnerstag beim

den Jesuitenorden aufzulösen, wurde ständig erhöht.

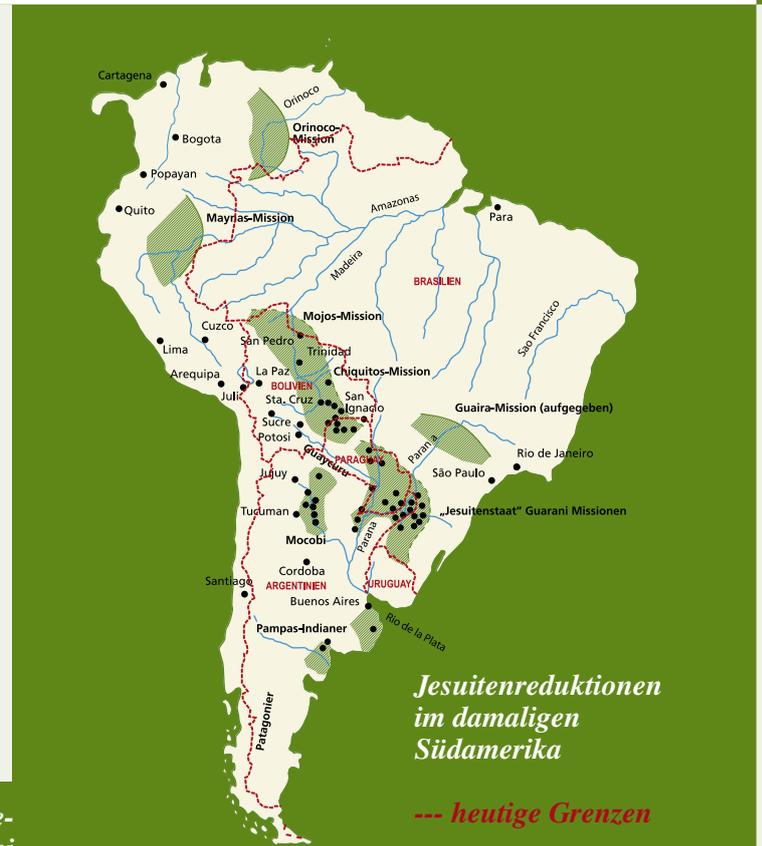
Man drohte sogar damit, sich von Rom loszusagen. Würde jedoch ein Verbot erfolgen, erhalte der Papst die Besitzungen von Avignon und Benevent zurück, die von Frankreich und Neapel besetzt waren. 1772 erfolgte die Schließung der Ordenshäuser der Jesuiten in Rom und im Kirchenstaat. Einen ausgesprochenen Gegner der Jesuiten ernannte der Papst zum Visitor des Ordens. Am 21. Juni 1773 erließ Clemens XIV. das Breve „Dominus ac redemptor“. Damit hob er den Orden auf. Der General des Ordens wurde in der Engelsburg zusammen mit seinen Mitarbeitern eingesperrt. Hier starb er 1775. Der Papst musste erleben, wie die Jesuiten überall des Landes verwiesen wurden. Der Jesuitenstaat in Süd-

Der Gesundheitszustand des Papstes verschlechterte sich zusehends. Am 22. September 1774 starb Papst Clemens XIV.

Während Friedrich II. von Preußen in einem Brief an Voltaire die Aufhebung der Jesuiten feierte und Voltaire beglückwünschte, hat er in Preußen verboten, die Aufhebung zu verkünden. Preußen und Russland waren die einzigen Länder, in denen Jesuiten noch geduldet waren. Nach den Stürmen der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege kam es zur Wiederbelebung des Ordens. Es blieb Bismarck und Hitler vorbehalten den Jesuitenorden erneut zu bekämpfen, aber ein Aufenthaltsverbot gab es auch in der Schweiz und in den nordischen Staaten. Das ist jedoch inzwischen Vergangenheit. Wenn jetzt ein Jesu-



Papst Clemens XIV., 1769-1774 (Gemälde eines unbekanntenen Künstlers) hob den Jesuiten-Orden am 21. Juni 1773 auf.



Jesuitenreduktionen im damaligen Südamerika

--- heutige Grenzen

Gottesdienst zu verlesen war, nicht mehr veröffentlicht wurde. Kaiser Joseph II. befahl den Text daraufhin aus allen Ritualen zu entfernen. Dieser Schritt des Papstes wurde allgemein begrüßt. In Portugal konnte die Nuntiatur wieder geöffnet werden, aber der Druck auf den Papst,

amerika, ein blühendes Gemeinwesen, fand sein Ende. Zu Tausenden kamen Jesuiten in den Kirchenstaat. Nahezu unlösbare Probleme belasteten den Papst. Ohnehin nicht von robuster Natur plagten ihn nun Selbstvorwürfe, die schließlich in Ängsten mündeten, man wolle ihn vergiften.

it als Papst Franziskus zum Nachfolger Petri gewählt wurde, der sich sogar vorstellen konnte, den Namen Clemens XV. zu nehmen, um einen Akt der Verzeihung zu setzen, dann wird man an die Verheißung erinnert, dass „die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwinden werden“. □

Pius XII. – sein Bild immer noch verdunkelt

Stolpersteine auf dem Weg zur Seligsprechung

Vor 50 Jahren, also 1963, kam Rolf Hochhuths Drama „Der Stellvertreter“ auf die Bühne. Bis dahin war das Bild von Pius XII., dem Stellvertreter Christi auf Erden, so gut wie ohne Fehl und Makel. Christen wie Juden huldigten diesem Papst, der im Oktober 1958 verstorben war.

Sein Bild wurde entstellt

Hochhuths Vorwurf lautete: Hätte der Papst den Massenmord an den Juden öffentlich angeprangert, Hitler hätte den Genozid beendet. – Nun, der Papst hat deutlich das Verbrechen beim Namen genannt, so in seiner Weihnachtsansprache vom Dezember 1942, und er wurde von den Tätern auch verstanden. Aber Hitler blieb ungerührt. Das ist alles unbestreitbar, wenngleich es meist unterschlagen wird. Um so wichtiger, dass wir Katholiken es wissen und anderen mitteilen.

Aber: Hätte der Papst nicht noch öfter und noch deutlicher sprechen sollen? Wer darüber urteilen möchte, möge das Schicksal der hl. Edith Stein und ihrer Schwester bedenken, die beide deportiert und ermordet wurden, weil die katholischen Bischöfe der Niederlande, wohin die Schwestern geflohen waren, von der Kanzel herab die Judenverfolgung verurteilt hatten. Dem dortigen Episkopat wurde später vorgeworfen, er habe aus einer Profilneurose heraus gehandelt und trage so Mitverantwortung für das tragische Geschehen. Da ist guter Rat teuer. Was darf man tun? Was muss man tun? Was muss man unterlassen? Wer kann von sich behaupten, er kenne die allein richtige Antwort mit Blick auf die Lage damals und einen unberechenbaren, hemmungslosen Hitler?



Dieses Foto vom Reichsparteitag 1934 zeigt Adolf Hitler zusammen mit dem evangelischen Reichsbischof Müller (rechts) und dem vom Priesteramt suspendierten Abt Schachleiter (Mitte). Es soll den Eindruck erwecken, als ob die beiden Kirchen in gleicher Weise dem Nationalsozialismus zugetan gewesen seien. Dieser Eindruck wäre jedoch falsch. Während der evangelische Reichsbischof Müller mit seiner Begeisterung für Hitler die überwiegende Mehrheit der Protestanten und vor allem der evangelischen Pastoren hinter sich wusste, war der ehemalige Abt Schachleiter aus Prag in der katholischen Kirche vollkommen isoliert. Die vatikanische Religiosenkongregation hat ihn sogar im Auftrag des Papstes am 20.02.1933 wegen seiner Kontakte zum Nationalsozialismus (NS) vom Priesteramt suspendiert. Kardinal Faulhaber hatte ihm vorher sein Auftreten bei NS-Veranstaltungen verboten, was Schachleiter ignorierte. Schachleiter starb 1937. Mehr dazu bei G. Senninger: Glaubenszeugen oder Versager, EOS-Verlag S. 327.

Aber ein Dramaturg wie Hochhuth genießt Kunstfreiheit, die ihm nahezu jedwede Unterstellung gestattet. Schon damals gab es insgeheim so etwas wie eine Katholikenphobie (Kathophobie), und die von ihr Infizierten griffen begeistert nach dem „Stellvertreter“, so der kommunistische Intendant Erwin Piscator in Berlin und der ganze Ostblock. Das Andenken von Pius war von da an beschädigt und ist es bis heute. Doch allmählich wird sein Bild wieder zurechtgerückt. So belegt Mi-

chael Hesemann mit seiner Untersuchung „Der Papst, der Hitler trotzte“, dass der zu Unrecht Gescholtene, direkt oder indirekt, etwas 800 000 Juden das Leben gerettet hat. Auch alle Archivalien bestätigen: Pius hat von Anfang an Hitler entschieden abgelehnt und stand ganz auf der Seite der Verfolgten. Ein eindeutiger Beleg ist die in deutscher Sprache abgefasste Enzyklika „Mit brennender Sorge“, die, geheim verteilt, am Palmsonntag des Jahres 1937 von allen Kanzeln Deutschlands verlesen wurde.

Vom Münchner Kardinal Faulhaber stammte der Entwurf, Pacelli hat ihn als Kardinalstaatssekretär noch verschärft. So ersetzte er gleich am Anfang die Worte „Mit großer Sorge“ durch: „Mit brennender Sorge“. Unmissverständlich fährt er fort: „Wer die Rasse oder das Volk oder den Staat oder die Staatsform ... aus dieser ihrer irdischen Wertskala herauslöst, sie zur höchsten Norm aller, auch der religiösen Werte macht und sie mit Götzendienst vergöttert, der verkehrt und verfälscht die gottgeschaffene und gottbefohlene Ordnung der Dinge.“

Am Ende eines Artikels, der unter der Überschrift „Ein Papst auf der Anklagebank“, gemeint ist Pius XII., Ende Februar dieses Jahres erschienen ist“, heißt es: „Der hoffentlich bald zur Ehre der Altäre Erhobene wird nicht zu den Heiligen mit den geringsten Verdiensten für die Kirche (und weit über sie hinaus) gehören.“ Ja, Pius hat in einer furchtbaren Zeit – denken wir nicht nur an den Nationalsozialismus, sondern auch an den nicht minder mörderischen Bolschewismus und den schrecklichsten aller Kriege – unsere Kirche untadelig geleitet. Er hat es in der Tat verdient, zur Ehre der Altäre erhoben zu werden.

Warum das Zaudern?

Doch warum dann das Zaudern? Wir wissen aus bester vatikanischer Quelle: Nihil obstat! Nichts steht einer Seligsprechung Pius' im Wege. Alles ist geprüft. Die Prüfer sind zu einem eindeutigen Ergebnis gekommen – und das schon vor Jahren. Wäre es dann nicht gerade Sache des deutschen Papstes gewesen, diese Würdigung zu vollziehen? An Mut hat es Benedikt XVI. nicht gefehlt. Aber eine Seligsprechung ist kein Akt, der zu vollziehen ist, koste es was es wolle. Bei der Abwägung des Für und Wider sind auch Zweckmäßigkeitserwägungen angezeigt.

Pius XII. hatte den Beinamen „der deutsche Papst“. Warum? Er, der gebürtige Italiener, hatte als Nuntius viele Jahre in Deutschland gewirkt, zunächst in München, dann in Berlin, und beherrschte die deutsche Sprache vorzüglich. Immer wieder brachte er seine Liebe zu den Deutschen zum Ausdruck, so 1938 in Paris, als er in

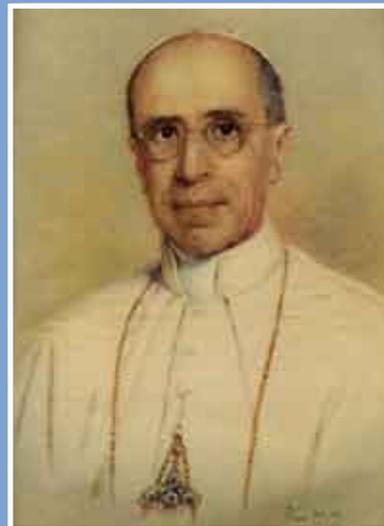
der überfüllten Notre-Dame-Kathedrale auf Deutschland und seine Bewohner zu sprechen kam, „jenes edle und mächtige Volk, das schlechte Hirten zu einer Vergötzung der Rasse verleiten möchten“.

Das Bild der Deutschen wird verfinstert

Oben war davon die Rede, dass es den Feinden der Kirche gelungen sei, das strahlende Bild Pius' zu verfinstern. Das deutsche Volk erleidet ein ähnliches Schicksal. Am 30. Januar 2013 äußerte Inge Deutschkron, die die NS-Ära in Berlin überlebt hat, in der Gedenkstunde für die Opfer des Nationalsozialismus vor dem Deutschen Bundestag: „Das deutsche Volk jener ersten Nachkriegsjahre wurde beschützt von seinem ersten Kanzler, der im Parlament in einer Regierungserklärung behauptet hatte, die Mehrheit der Deutschen wären Gegner der Verbrechen an den Juden gewesen. Viele von ihnen hätte sogar den Juden geholfen, ihren Mördern zu entkommen. Ach wäre das doch die Wahrheit gewesen!“

Laut Plenarprotokoll des Deutschen Bundestages hat Adenauer am 27. September 1953 vor dem Bundestag ausgeführt: „Die Bundesregierung und mit ihr die große Mehrheit des deutschen Volkes sind sich des unermesslichen Leides bewusst, das in der Zeit des Nationalsozialismus über die Juden in Deutschland und in den besetzten Gebieten gebracht wurde. Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit die an den Juden begangenen Verbrechen verabscheut und hat sich an ihnen nicht beteiligt.“

Nun, 60 Jahre später, wird Adenauer vor eben dieser Institution faktisch einer Lüge bezichtigt und niemand widerspricht. Dabei sollten alle Abgeordneten wissen, was im Protokoll von damals zu lesen steht: „Lebhafter Beifall im ganzen Haus außer bei der KPD und auf der äußersten Rechten.“ Die Mitglieder des Bundestages waren fast ausnahmslos Persönlichkeiten, die keiner Entnazifizierung bedurften, also, wie Adenauer, glaubwürdige Zeitzeugen der NS-Ära. Nicht minder wichtig zu wissen, dass Repräsentanten des Judentums am Text Adenauers mitgewirkt haben. Offenbar teilten auch



Papst Pius XII. – Von römischen Juden dankbar verehrt – von Rolf Hochhuth mit frei erfundenen Anschuldigungen verleumdet.

sie seine Sicht. Doch das alles wird heute zu Lasten des deutschen Volkes unterdrückt.

Sollte da angesichts dieses Sachverhalts der deutsche Benedikt XVI. die Seligsprechung jenes Vorgängers betreiben, der in den dunkelsten Jahren der deutschen Geschichte so viel Anteil nahm am „Leidensweg der Kirche“ in Deutschland und „der ihr in Gesinnung und Tat treu bleibenden Bekenner und Bekennerinnen“, wie es in der schon erwähnten Enzyklika heißt? Hätte Benedikt unnötig Streit auslösen sollen, den sein Nachfolger Papst Franziskus weit weniger zu gewärtigen hat?

„Herr Pfarrer, haben Sie noch nicht genug?“

Die Anerkennung, die Pius den kirchentreuen deutschen Katholiken zollte, war wohlverdient. Sie galt vielen Millionen. Dass Hitler und die Seinen die Juden verfolgten, ist allgemein bekannt. Dass auch die bekennenden Katholiken auf der Abschussliste standen, darf man heute nicht mehr als bekannt unterstellen, auch wenn dies durch schier unzählige Dokumente bestens belegt ist, die kaum zur Kenntnis genommen werden.

Aber es gab doch auch unter den Katholiken Mitläufer der Hitlerbe-

kein katholischer Priester, wenn Du noch weiter zur Partei stehst.“

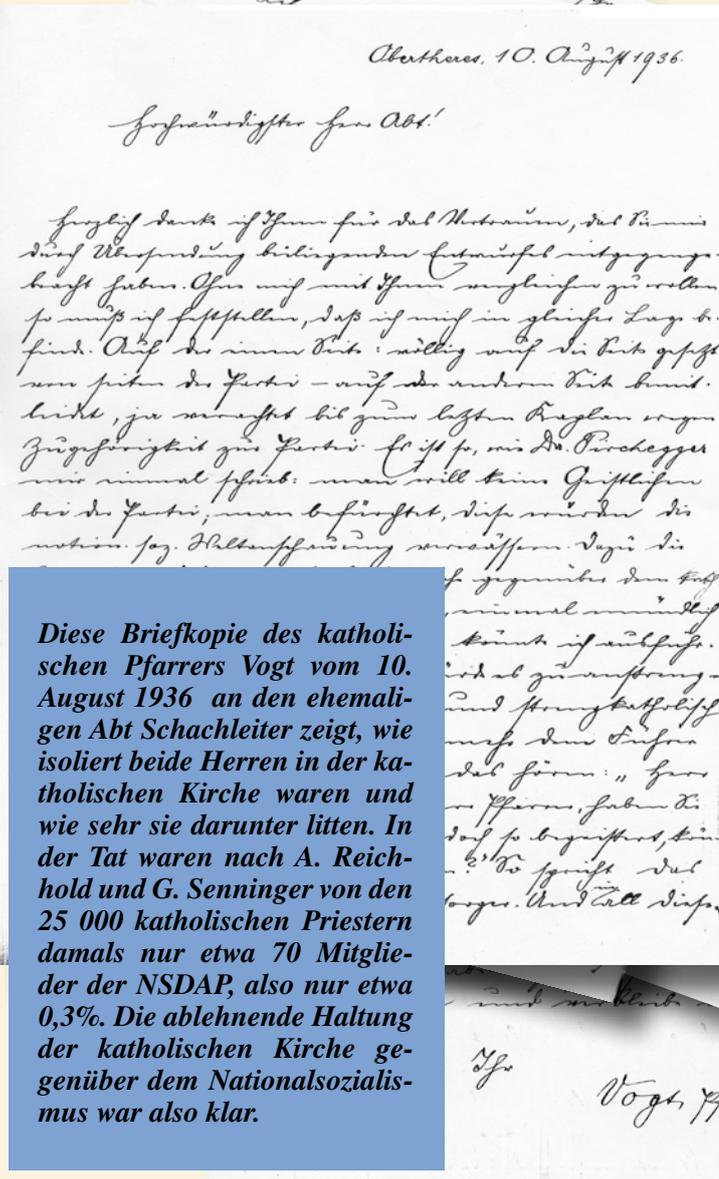
Ja, so war es. Der Verfasser dieser Zeilen hat zwar in München, wo er lebte (St. Korbinian), keinen solchen „Seelsorger“, der der Hitler-Partei angehört hätte, gekannt. Aber er ist sich sicher: die Ablehnung seitens seiner Eltern, seitens seiner Pfarrei, seitens der Nachbarschaft wäre nicht minder entschieden gewesen wie die Ablehnung des Pfarrers Vogt in Obertheres, Diözese Würzburg. Ein Kaplan der Pfarrei St. Korbinian war im KZ Dachau, auch der Pfarrer der Nachbarpfarrei St. Andreas. Von verschwindenden Ausnahmen abgesehen war die Ablehnung des Nationalsozialismus einhellig.

Was können wir tun?

Pius XII. wäre sicherlich längst zur Ehre der Altäre erhoben, hätten nicht Feinde der Kirche „Stolpersteine“ in den Weg gelegt, indem sie nicht nur ihn, sondern auch das deutsche Volk verleumdete. Zwar ließen sich viele, auch Katholiken, von Hitler blenden, aber nicht Pius und kaum die papsttreuen Katholiken. Selbst unter den Verirrten war offenbar keiner, der Hitlers Mega-Verbrechen gutgeheißen hätte. Keiner wurde zum Mitäter.

Wer es mit seinem Glauben ernst nimmt, fühlt sich an die Zehn Gebote gebunden, deren viertes lautet: „Du sollst Vater und Mutter ehren ...“ Und das achte ergänzt: „Du sollst kein falsches Zeugnis geben ...“ Daraus folgt: Wir müssen für die Wahrheit Zeugnis ablegen. Wenn es uns gelingt, in Befolgung dieser Gebote die Verleumdungen abzubauen, die den Pius-Papst wie das deutsche Volk, die deutschen Katholiken belasten, so sind die Stolpersteine aus dem Weg geräumt, die bisher der Seligsprechung im Wege standen. □

Ausführlich zu diesem Thema spricht Prof. Dr. Konrad Löw bei der Sommerakademie 4.-7. September 2013 in Augsburg.



Diese Briefkopie des katholischen Pfarrers Vogt vom 10. August 1936 an den ehemaligen Abt Schachleiter zeigt, wie isoliert beide Herren in der katholischen Kirche waren und wie sehr sie darunter litten. In der Tat waren nach A. Reichhold und G. Senninger von den 25 000 katholischen Priestern damals nur etwa 70 Mitglieder der NSDAP, also nur etwa 0,3%. Die ablehnende Haltung der katholischen Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus war also klar.

wegung! Ja, Laien und sogar Priester. Um das zu veranschaulichen, werden von den Kritikern gerne Photos gezeigt. Aber es sind immer dieselben. Der namhafteste unter den so Vorgeführten ist ein Benediktiner-Altabt aus Böhmen, der in München seine Zuflucht gesucht und dort auch gefunden hatte, aller Aufgaben enthoben. Sein Name: Alban Schachleiter.

Unlängst ist ein Brief aufgetaucht, den ein Pfarrer, der zugleich Mitglied der NSDAP war, an den Alt-Abt geschrieben hat. (Solche Priester gab es. Von eintausend waren es aber nur etwa vier). Er beleuchtet aus einer ganz ungewöhnlichen Perspektive das treue Kirchenvolk und die Isolation jener, die da glaubten, als Brückenbauer zwischen ihrer Kirche und dem Dritten Reich wirken zu können.

Obertheres, 10. August 1936
Hochwürdigster Herr Abt!

... Ohne mich mit Ihnen vergleichen zu wollen, so muss ich feststellen, dass ich mich in gleicher Lage befinde. Auf der einen Seite völlig auf die Seite gesetzt von Seiten der Partei – auf der anderen Seite bemitleidet, ja verachtet bis zum letzten Kaplan wegen der Zugehörigkeit zur Partei ... Unser Volk ist treu- und streng-katholisch und wird innerlich immer mehr dem Führer entfremdet. Wie oft muss ich das hören: „Herr Pfarrer, was sagen Sie jetzt?“, „Herr Pfarrer, haben Sie noch nicht genug?“ „Sie waren doch so begeistert, können Sie da jetzt noch mitmachen?“ So spricht das katholische Volk zu seinem Seelsorger. Und in all diesen Fragen liegt auch schon eine Antwort: „Du bist

Gerhard Stumpf:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Johannes von Gott

Mit seinem Hospital schuf er den Einstieg in die professionelle Krankenversorgung. Die Barmherzigen Brüder (Fatebenefratelli) verehren ihn als ihren Gründervater. Der Orden ist auf allen fünf Kontinenten tätig. Seine Kliniken stehen in einem guten Ruf. Die Spiritualität der Barmherzigen Brüder wirkt sich auch in den Pflegeeinrichtungen und Wohlfahrtsinstituten in kirchlicher Trägerschaft aus. Dazu gehören weltweit 5.305 Krankenhäuser; 18.179 Krankenstationen, 547 Leprastationen; 17.223 Alters-, Pflege und Behindertenheime (Fidesdienst, 13/10/2012). Die Kirche steht für eine Kultur des Lebens.

Selbst immer mehr Mensch werden und einen Beitrag zur Humanisierung der Gesellschaft leisten kann nur durch eine Bindung an Jesus Christus gelingen, weil in ihm allein das wahre Menschsein erkennbar ist.

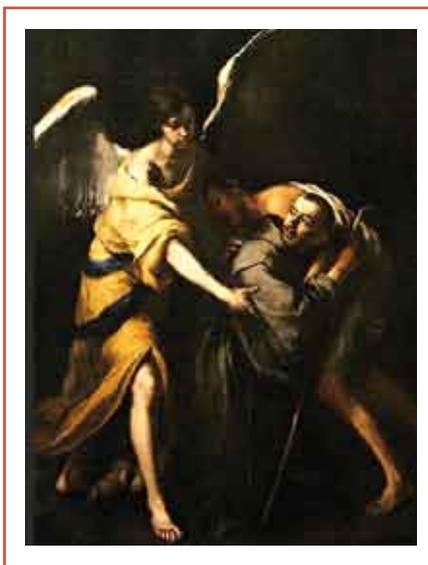
Diesen Weg fand in Portugal und Spanien Johannes Cidade Durarte. Er wuchs in armen familiären Verhältnissen eines von fernen Ländern träumenden Obstverkäufers an der Straßenecke auf. Johannes war acht Jahre alt, als ein bettelnder Pilger um Aufnahme im Haus der Eltern bat und von seinen Pilgerreisen erzählte. Am nächsten Tag war der Junge mit dem Pilger verschwunden.

Das Abenteuer des Jungen begann mit Entbehrung und Entkräftung. Aber Gott führte ihn. Er wurde in der fürsorglichen Familie eines Hirten in gräflichen Diensten aufgenommen, der ein Mann der Tugend und Barmherzigkeit war. Gott war auch bei seinen militärischen Abenteuern mit Johann und rettete ihn in Lebensgefahr.

Nach langen Jahren erfuhr er vom frühen Tod seiner Eltern und fühlte sich dafür verantwortlich. Er sagte

sich: „Ich bin schlecht gewesen und schuldig. Ich muss mein Leben, ein Geschenk Gottes, mit Sühne ausfüllen und Gott dienen.“

Nach einem Kriegszug stellte sich Johannes in den Dienst eines verbannten Adligen und sorgte für die in Armut gefallene Familie. Die Barmherzigkeit öffnete sein Herz. Er las das Evangelium und religiöse Bücher und betrieb dann in Granada einen Buchladen, bis 1539 der berühmte Prediger Johannes von Avila kam. Seine Botschaft trifft Johannes: „Die Sünde ist die gefährlichste Qual.“ Er



erkennt seine Sünden. Mitten unter den Zuhörern beginnt er zu schreien: „Mitleid, mein Gott, Mitleid.“ Er wirft sich auf den Boden, rennt mit dem Kopf gegen die Wand, reißt sich den Bart aus und verteilt alles, was er hat. Er wird als „Wahnsinniger“ verspottet und in ein Hospital für Geistesranke gebracht. Widerspruchslos in Liebe zu Jesus nimmt er alles an, was ihn demütigt. Auspeitschungen und Schläge für andere kritisiert er: „Weshalb behandelt ihr so übel und

so grausam diese meine armen und unglücklichen Brüder? Wäre es nicht besser, mit ihnen und ihren Leiden Mitleid zu haben, sie zu waschen und ihnen mit mehr Liebe und Barmherzigkeit zu essen zu geben, als ihr es tut.“

In der Folgezeit verband sich Johannes immer inniger mit Jesus, machte sich im Hospital nützlich und fasste den Entschluss, selbst in einem eigenen Hospital für die Kranken und Armen zu sorgen. Mit Unterstützung frommer Leute konnte er Unterkünfte für Verwahrloste, Kranke, Verkrüppelte schaffen. Für sie ging er betteln, besorgte er Brennholz, machte er Schulden. Er sorgte dafür, dass Priester kamen zur Glaubensunterweisung, die Beichte abnahmen und die Sakramente spendeten. Die im Haus Aufgenommenen leitete er zur Dankbarkeit gegenüber den Helfern und Unterstützern an.

Besucher seines Hospitals waren über seine Selbstlosigkeit und über die Ordnung und Sauberkeit erstaunt. Jetzt wurde er „der Heilige“ genannt. Ein hoher Kirchenfürst von Granada gab ihm ein Ordensgewand und den Namen „Johannes von Gott“. Als Johannes sterbenskrank war, gestand er dem Erzbischof:

„Ich habe unserem Herrn so wenig gedient und so viel von ihm erhalten. Ich Sorge mich um die aufgenommenen Pflegebedürftigen, die reuigen Sünder und die Armen. Ich habe Schulden, die ich für Jesus Christus abgeschlossen habe.“

Kniend auf dem Boden, das Kreuz an sein Herz gedrückt starb Johannes von Gott mit 55 Jahren. Beim Begräbnis wurde sein Sarg von vier Adligen getragen. In den ersten Reihen des Trauerzuges aber gingen die Armen aus seinem Krankenhaus. □

Quellenhinweis auf S. 130

Credo

ascendit ad Coelos, sedet ad dexteram Dei Patris Omnipotentis



Credo in unum Deum, Patrem omnipotentem, factorem caeli et terrae, visibilium

Der Sohn sitzt neben seinem Vater. Über beiden schwebt die Hl.-Geist-Taube. In einem rückwärtigen Dreieck-Nimbus werden sie zu einer Einheit, zur Dreieinigkeit, zusammengefasst. Gott Vater hält ein Szepter, sitzt auf Wolken – spricht im Himmel – und zu seinen Füßen schwebt die Weltkugel. Er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde und regiert beide. Hinter Jesus stützt ein kleiner Engel das schwere Kreuz, durch welches Christus die Welt erlöste. Ein weiterer Engel, auf welchen Christus seinen Fuß setzt, hält einen Lorbeerkranz. Es ist in zweifacher Weise ein Siegeskranz. Einmal hat Christus durch seinen Tod am Kreuz den Sieg über Sünde und Tod errungen. Zum andern hält der Engel den Siegeskranz auch für den Bildbetrachter bereit, denn wir können nun im Wettkampf des Lebens den Kranz erringen (1. Kor. 24 – 26).

Vorlage für diesen Stich war eine Zeichnung des Augsburger Malers Johann Georg Bergmüller. Dieser Entwurf diente auch Johann Joseph Huber als Vorlage für ein Fresko in der Klosterkirche in Ochsenhausen. Im verdunkelten Felsen links unten kann man ganz schwach die Signatur des Stechers lesen: [Gottfried Bernhard] Göz. Dieser war auf seiner Wanderung 1730 nach Augsburg gekommen und in die Bergmüller-Werkstatt eingetreten, um das Stechen zu erlernen. Als Lehrling stach er direkt nach Bergmüllers Vorlage (Gute Stecher kehrten die Vorlage seitenverkehrt um!). Beim Drucken einer Kupferplatte wird der Stich nun gespiegelt d.h., er ist also seitenverkehrt. Dies erkennt man schon daran, dass hier der Sohn nicht „zur Rechten des Vaters“ sitzt oder dass Gott Vater das Szepter in seiner linken Hand hält. Auch hat der Stecher die Wundmale Christi an Hand und Fuß vergessen wiederzugeben. Auf dem Fresko hingegen sitzt Christus zur Rechten und man sieht seine Wundmale.

Wenn man den ersten Teil des Bildtitels, die Himmelfahrt Christi, aus dem Bild ersehen will, so muss man ganz genau hinschauen: Links schwebt ein Engel, welcher hinunterschaut und auf einen Felsen mit einer Pflanze weist. Und

in diesem Felsen sind Fußspuren zu sehen. Es sind die Fußabdrücke, welche Christus auf dem Ölberg bei seiner Himmelfahrt hinterließ. Noch heute kann man im Boden der Himmelfahrtskapelle auf dem Ölberg in Jerusalem durch eine kleine rechteckige Einfassung einen Blick auf den rechten Fußabdruck Christi werfen. (Der linke Fußabdruck wurde bereits in mittelalterlicher Zeit in die Al-Aqsa-Moschee verbracht.)
Alois Epple



Quo vadis Bistum Berlin?

Wir greifen mit diesem Beitrag den Fall einer Neuordnung der Pfarreienstruktur aufgrund des Priestermangels im Bistum Berlin auf. Er stellt eine wenig sensible Handhabung des Strukturprinzips dar. Dies sollte unseres Erachtens nicht Schule machen.

Aschermittwoch sogar 50 und mehr. Der Glaubensunterricht fand an drei Tagen pro Woche im Pfarrhaus statt. Herr Pfarrer, seine Helferin und die Eltern bildeten eine stabile Fahrge-meinschaft, da die Kinder aus sieben Orten geholt werden mussten. Mai- und Rosenkranzandacht, von Kin- dern gestaltet, waren genauso selbst- verständlich, wie 50 Teilnehmer zur RKW!

Quo vadis Bistum Berlin? Warum siehst und hörst Du Dein Gottesvolk nicht mehr?

Jeder uns besuchende Bischof äußerte sich erstaunt über die große Anzahl der Kirchenbesucher! Fast regelmäßig hatten wir jährliche Neu- aufnahmen von Erwachsenen, die sich nun zum katholischen Glauben bekannten! Das war die Ernte, die

Die Leitung des Bistums in der Diözese Berlin denkt über die Zu- kunft nach. Im Adventshirtenbrief 2012 greift sie den Gedanken der Bischofssynode auf, wie eine Evan- gelisierung heute aussehen könnte. Kirche und Gesellschaft haben sich stark verändert, man müsse die pas- torale Situation im Bistum erneut in den Blick nehmen. ... Es gibt wach- sende Gemeinden, aber auch kleiner werdende Gemeinden – auch bedingt durch den demographischen Wandel.

Diese Erkenntnis reichte für die Bistumsleitung leider nicht aus, um unsere blühende Gemeinde Eichwal- de richtig einzuschätzen!

Zu ihr gehören ca. 1.200 Gläubi- ge. Sie hatte bis zum 1. Februar 2013 einen Pfarrer, der trotz seiner 78 Jah- re bei bester Gesundheit war, der mit großer Freude und Hingabe täglich ein- bis zweimal (!) die hl. Messe feierte. Alt und Jung lagen ihm am Herzen. Deshalb gab es nicht nur die wöchentliche Seniorenmesse, son- dern auch Kindermessen, lateinische Hochämter, Evangelium-Anspie- le von Jugendlichen und Messen an den Heiligengedenktagen. Besucher nahmen erstaunt zur Kenntnis, dass sonntags 20-30 Kinder um den Al- tar standen, am St. Martinsfest oder



der Ortspfarrer einbrachte, da er allein vorlebte, was er uns täglich vermittelte!

„Es gelte zu erkennen, was Gott uns heute sagen möchte, was er heute von uns erwartet.“ sagte Kardinal Woelki. Genau das war die Praxis unserer Gemeinde, was Gott von uns erwartet. „Da der Altersdurchschnitt von Priestern und pastoralen Mitarbeitern deutlich zunimmt, würde die Bildung sogenannter pastoraler Räume eine gute Möglichkeit darstellen, christliches Leben noch mehr zu intensivieren und Menschen mit dem Evangelium Jesu Christi in Berührung zu bringen.“, schreibt Kardinal Wölki.

Dies mag eine Hoffnung für einen schwierigen pastoralen Raum sein, nicht aber für eine lebendige Pfarrei, in der Priester und Gemeindehelferinnen mit vollem Einsatz dem Glauben und der Kirche dienen.

Es war schon verwunderlich, dass der Pfarrer aufgefordert wurde, seinen Verzicht auf die Pfarrei St. Antonius zu erklären. Nichts zählte, nur die überschrittene Altersgrenze. Im Gehorsam gegenüber dem Bischof,

vollzog Herr Pfarrer, was von ihm verlangt wurde, verbunden mit der Bitte, noch bleiben zu dürfen, weil Gesundheit und frohes priesterliches Wirken seinen Alltag bestimmen und er sich auf die große Unterstützung durch die dankbaren Gottesdienstbesucher verlassen kann. Die bischöfliche Behörde stellte das Strukturprinzip über die lebendige Verkündigung des Glaubens, setzte den Pfarrer ab und entpflichtete den Pfarrer zum 1.2.2013. Viele Bittbriefe wurden geschrieben und es wurde um ein aufklärendes pastorales Gespräch mit der Pfarrgemeinde gebeten. Das Gespräch wurde ohne Begründung abgesagt! Sogar ein Abschiedsgottesdienst mit dem Ortspfarrer wurde vom Dezernat Personal des Erzbischöflichen Ordinariates verweigert! Es sollte der Dankgottesdienst für das über 50jährige priesterliche Wirken des Ortspfarrers sein.

Nach den Worten von Kardinal Woelki sollte der Glaube Raum gewinnen.

Was in St. Antonius in Eichwalde geschehen ist, gibt dem Glauben keinen Raum, sondern verunsichert die Gläubigen, gefährdet die Gemein-

schaft im Glauben, nimmt den Katholiken den Hirten, der bereit ist, seine Kräfte und sein Leben noch weiter in den Dienst seiner Gemeinde zu stellen. □

„Am 9. 4. 2013 wurde das Ordinariat Berlin, Dezernat Personal, angefragt: Warum darf Pfarrer Schröter nicht mehr in der Pfarrei St. Antonius/Eichwalde als Seelsorger wirken, obwohl er dazu auch über die Altersgrenze hinaus bereit ist? Warum wurde trotz der Bitten aus der Gemeinde ein aufklärendes Pastorales Gespräch ohne Begründung abgesagt? Warum wurde Pfarrer Schröter nicht einmal ein Abschiedsgottesdienst gewährt?“

Eine Stellungnahme des Ordinariats ist bis zum erbetteten Termin, dem 15.04.2013 nicht eingegangen. Redaktion der „Fels“



Katholisches Wort in die Zeit

DER FELS

www.der-fels.de

Liebe Leser!

Wir bitten um Spenden für den Fels

Unsere Zeit braucht ein klares Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können.

Recht herzlichen Dank

Ihre Fels-Redaktion

Fels-Verein e.V., Auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX ← Bitte Beziehernummer des „FELS“ (ist auf dem Adressticket) bei der Überweisung angeben

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

**Konto Fels e.V.: Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00
Weitere Banken siehe Impressum Seite 159**

Die zweite Konstantinische Wende steht bevor!

*Dank des Wissens um die Gerechtigkeit Gottes
und katholischer Erziehungsprinzipien*

Die Überschrift wurde absichtlich nicht mit einem Fragezeichen abgeschlossen. Auch wenn manches spekulativ und euphorisch, ja übertrieben klingen mag, es wird wohl so kommen. Vielleicht ist einiges zu optimistisch formuliert, manches zu antikonform. Wir sollten uns nicht nur über die augenblicklichen Verhältnisse ärgern, sondern auf die Zukunft freuen und das nicht grundlos, wenn es scheinbar auch oft Gründe zum Verzweifeln gibt.

Denn es ist oft zum Verzweifeln. Die Medien, allen voran das ZDF, machen Stimmung gegen die katholische Kirche. Die Politiker schreiben Gesetze, welche der Lehre der katholischen Kirche und damit dem Evangelium widersprechen. Die Gesellschaft fährt auf Homos ab, obwohl Paulus sich in seinen Briefen dagegen äußerte. Für Teile der Protestanten gilt mehr als die Schrift der Mainstream. Das ZdK fühlt sich mehr der „Kirche von unten“ als dem Papst verpflichtet. Die katholische Kirche wird als unzeitgemäß, veraltet, stockkonservativ, lebens- und lustfeindlich verschrien. Wer etwas auf sich hält, wer „chic“ und „in“ sein will, der tritt aus dem Club, der von alten Herren nach noch älteren Grundsätzen regiert wird und sich katholische Kirche nennt, aus. Ist die katholische Kirche ein Auslaufmodell?

Totgesagte leben länger, heißt ein Sprichwort. Immer wenn man den Fall der katholischen Kirche in die Bedeutungslosigkeit erwartete, kam es zu einer Blüte. Das war so nach der spätantiken Christenverfolgung, beim Umbruch zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft im Mittelalter, nach der Reformation, nach der französischen Aufklärung oder

nach dem deutschen Kulturkampf. Immer dann brachte die Kirche besonders viele glaubenskräftige Vorbilder hervor, welche, in Treue zum Lehramt der Kirche, neue Kraft gaben und den Menschen Vorbilder waren. Auch heute könnte man den Eindruck gewinnen, dass die katholische Kirche in Deutschland in die Bedeutungslosigkeit versinkt, in welcher die evangelische Kirche schon angekommen zu sein scheint. Wenn man jedoch genau hinschaut, so stehen wir am Beginn einer Renaissance des Christentums, speziell des Katholizismus, weil es sich weder Politik, noch Wirtschaft, noch Gesellschaft leisten kann, auf die katholische Kirche zu verzichten.



Das Haupt des Kaisers Konstantin. Detail einer Bronzestatue aus dem 4. Jahrhundert n. Chr.; im Kapitولينischen Museum zu Rom

Als Konstantinische Wende wird die religiöse Entwicklung bezeichnet, die dem Christentum nach Diskriminierung und Verfolgung die freie Entfaltung ermöglichte. Die Wende kam mit dem Mailänder Edikt 313 des Kaisers Konstantin (und des Mitregenten Licinius), das sehr große innere und äußere Veränderungen von Staat und Kirche ermöglichte. Konstantin setzte auf das Christentum. Mit dem christlichen Glauben und der damit verbundenen Ethik konnte die Kirche ihren Beitrag zur Gestaltung der Gesellschaft leisten. Die Kirche wurde von Konstantin gefördert, sie wurde attraktiv. Sie entfaltete ihren Glauben und ihr religiöses Leben in der Öffentlichkeit.



Ikone: Erstes Konzil von Nicäa. Kaiser Konstantin entrollt den Text der ersten Hälfte des Nicänischen Glaubensbekenntnisses

Der Fußballer Mario Gomez (FC Bayern) soll nicht nur mit seiner Familie häufig zur „Schmerzhaften Muttergottes“ auf den „heiligen Berg“ Bussen in Oberschwaben pilgern, sondern er soll einmal gesagt haben: „Ich glaube an etwas, das da oben ist, sonst hätte ich es sicher nicht so weit geschafft.“ Korrekter ausgedrückt muss es heißen: weil ich glaube, schaffte ich es. Dahinter steckt das Gleichnis von den Talenten, welche der Herr seinen Knechten gibt und über die er bei seiner Rückkehr Rechenschaft verlangt. Dies ist wohl eines der Gleichnisse, welche das Leben eines Christen besonders prägen. Bei der Geburt bekam ich von Gott Fähigkeiten, welche ich im Laufe meines Lebens abrufen und vermehren soll und worüber ich bei meinem Tod Rechenschaft ablegen muss, auch wenn es nur wenige Talente hatte. Ich hatte immer den Eindruck, dass ich dies schon in der Schule beobachten konnte. Christlich geprägte Schüler waren fleißi-



Mario Gomez war früher Ministrant und hält seiner Religion nach wie vor die Treue: „Ich glaube an etwas, das da oben ist, sonst hätte ich es sicher nicht so weit geschafft.“

Das gilt auch für Mesut Özil. Der Muslim lässt es sich nicht nehmen, auch in der Kabine nach Mekka zu beten, wenn möglich vor jedem Spiel: „Ich bete dafür, dass ich und meine Kollegen in der Mannschaft nicht verletzt werden.“

Trainer der religiösen Multikulti-Truppe ist „Jogi“ Löw. „Der Glaube“, betont Löw, „gibt mir die Zuversicht, dass es stärkere Kräfte im Menschen gibt als den Egoismus. Denn mit Selbstsucht lässt sich kein Blumentopf gewinnen, das gilt für den Mannschaftssport genauso wie für die Zeit nach dem Schlusspfeiff.“ Gegenüber dem „Kölner Express“ bezeichnete Löw den „Umgang mit verschiedenen Kulturen und Religionen“ in seinem Team als vorbildlich.

Quelle: http://www.livenet.de/themen/leben/sport/216831-titel_verlangt_goettliches_zusammenspiel.html

Eltern kritisieren städtische Kitas

„Es brodelt in der Elternschaft“, sagt Lydia-Kristin Wiesbrock, Vorsitzende des Jugendamtseleternbeirates, Gütersloh. Die Kritik komme aus unterschiedlichen Einrichtungen, sei vehement und vielschichtig. Eltern fänden, in den städtischen Kitas würden ihre Kinder zu wenig individuell gefördert, stattdessen über einen Kamm geschoren. Defizite blieben dabei unberücksichtigt: Dass ein Kind nicht in der Lage sei, einen vollständigen Satz zu sprechen oder einen Malstift zu halten, werde von den Erzieherinnen zwar registriert, löse aber mit dem Hinweis, das lege sich im Spiel und im Beziehungsgeflecht mit der Umgebung, keine speziellen Reaktionen aus.

nw-news.de

ger, arbeitsamer, ohne dass ihnen dies bewusst war. Areligiöse Schüler hatten weniger „Bock“ aufs Lernen. Ihre primäre Motivation war das elterliche Taschengeld. Das dürfte ein Grund sein, dass christlich geprägte Jugendliche durchschnittlich die besseren Schulabschlüsse haben. Ein anderer Grund ist die frühkindliche Erziehung. Es ist unbestreitbar, dass die frühkindliche mütterliche Erziehung das Kind in seiner geistigen Entwicklung wesentlich besser fördert als der KiTa-Platz. Da vor allem katholische Eltern auf eine KiTa-„Erziehung“ zugunsten der elterlichen Erziehung des Kindes verzichten, folgt auch hier ein durchschnittlicher Intelligenzvorsprung „katholischer Kinder“. Deutschlands wichtigste Ressource ist sein Humankapital. Hier meine ich weniger Banker und Manager, welche Milliarden verzocken und Betriebe in den Sand setzen, sondern Wissenschaftler und Ingenieure, welche Exportprodukte entwickeln und Arbeiter, welche diese qualitativ herstellen. Schon heute lässt sich vermuten, dass wegen der oben an-

geführten Gründe besonders die Katholiken viel zu diesem „Kapital“ beitragen. Oder kommt es von ungefähr, dass es im Bundesland, das prozentual, nach dem Saarland, am meisten Katholiken hat, die besten Schüler gibt und die Wirtschaft am leistungsfähigsten ist? Oder kommt es von ungefähr, dass in Deutschland der Berufsstand der Journalisten die meisten Universitätsabbrecher hat und es besonders die Medien sind, welche sich auf die katholische Kirche in Deutschland „eingeschossen“ haben? Wie die augenblickliche Arbeitsmarktlage zeigt, machen immer mehr Zeitungen pleite und Front gegen die katholische Kirche. Öffentlich Rechtliche werden durch eine Zwangsabgabe am Leben erhalten. Anscheinend werden sie nicht benötigt. Auf was Deutschland jedoch nicht verzichten kann, sind kreative Ingenieure, verantwortungsvolle Lehrer, gerechtigkeitsbewusste Juristen, pflichtbewusste Arbeiter, und die werden immer mehr von Katholiken gestellt.

Fortsetzung folgt

„Sire, die Zukunft gehört Gott“

Frankreichs Katholiken und der Kampf um Ehe, Familie, Freiheit und Identität / Totalitäre Züge des Regimes

Stefan Zweig, der Frankreich und die Franzosen gut kannte, schrieb in einem Aufsatz über die große Gestalt des Sozialisten Jean Jaurès von der „phosphornen Fläche der französischen Empfindlichkeit“, die sich an „irgendeinem flüchtigen Anlass entflammt“. Jaurès hielt Reden, die der Nation den Atem nahmen und sie in Bann schlugen. Ähnlich war es dem General de Gaulle. Es waren Männer mit viel Luft der Geschichte im Brustkasten. Ihre Reden hielten die Franzosen im Zaum, auch die Reden des Jaurès. Heute gibt es keinen de Gaulle und erst recht keinen Jaurès. Aber die phosphorne Fläche ist da, und die Anlässe für das Entflammen der französischen Empfindlichkeit häufen sich.

Ausgerechnet François Hollande, der aktuelle Nachfolger des Generals und des legendären Sozialistenführers, bietet diese Anlässe zuhauf. Statt die Familien wenigstens mit Worten zu beruhigen, gießt er Öl in die aufflammende Glut der Gemüter. Er kündigt Kürzungen des Kindergeldes an, ein Tabubruch in der Fünften Republik. Und er macht öffentlich Scherze über die Papstwahl. „Wir präsentieren keinen Kandidaten“, meinte er süffisant lächelnd. Nur seine Berater waren amüsiert, im Volk kam der Spott nicht an. Man spürte die Verachtung für die Kirche. Die Berater schickten, als sie die negativen Reaktionen merkten, eine Erklärung nach. Man beschuldigte den Präsidenten stets, überall für „seine Leute“ Posten und Pöstchen zu finden, nun halte er sich zurück. Die Erklärung war schlimmer als der Witz. Und sie gab für einen Moment den Blick frei auf das zerrüttete und zerstörte Verhältnis dieses Präsidenten zur katholischen Kirche.

Das zeigt sich nicht nur an der Hartnäckigkeit, mit der Hollande die

Gleichstellung der sogenannten „Homo-Ehe“ mit der normalen Ehe betreibt, Adoptionsrecht inklusive. Es zeigt sich auch an seiner Regierung, in der kein bekennender Katholik zu finden ist – ein Novum in der Fünften Republik. Und es zeigt sich an seinem Verhalten zum Vatikan im Vergleich zu seinen Vorgängern. Alle Präsidenten Frankreichs tragen seit König Henri IV. den Ehrentitel „Chanoine der Lateran-Basilika“ – ein Titel, der die Schutz- und Friedensfunktion der französischen Staatslenker zum Ausdruck bringen soll. Alle Präsidenten

**Hollande hat weder
Respekt für Katholiken
noch für die Ehe**

ten der Fünften Republik haben kurz nach ihrer Wahl und auch nach der Wahl des Papstes dem Heiligen Vater in Rom ihre Aufwartung gemacht. Der Sozialist Mitterrand nannte das zwar einen „Privatbesuch“. Aber als er Johannes Paul II. ein Jahr später in Lourdes empfing, begrüßte er ihn als den „Mann, der für die großen Themen der Menschheit eintritt und dadurch dem Leben Sinn verleiht“. Hollande war noch nicht in Rom. Zur Einführungsmesse von Papst Franziskus schickte er seinen Premierminister. Die Kirche provoziert er nicht nur mit seinem Gleichstellungsgesetz, sondern auch mit der Absicht, das Gesetz von 1905 über die Laizität in die Verfassung aufzunehmen, obwohl der Artikel 1 der Konstitution bereits die Republik als „laïque“ bezeichnet und Achtung und Respekt für alle Glaubensrichtungen einfordert. Diese Achtung fehlt Hollande. Er verachtet die Katholiken, und er verachtet offensichtlich auch die Ehe. Er selbst lebt mit seiner Lebensgefährtin Valérie Trierweiler im Elysee, und mit der Mutter seiner vier Kinder, Segolène

Royal, lebte er auch unverheiratet zusammen.

Bei den Katholiken erfreut er sich verständlicherweise keiner besonderen Beliebtheit. Schon im ersten halben Jahr seines Mandats waren nur 36 Prozent der Katholiken mit ihm zufrieden (in der Gesamtbevölkerung waren es 48 Prozent), und jetzt, nach einem Jahr, liegt seine Popularität bei allen Franzosen historisch tief bei 27 Prozent, bei den Katholiken dürften es gerade mal fünfzehn sein. Dabei hatten am 6. Mai 2012 immerhin 34 Prozent der praktizierenden Katholiken für Hollande gestimmt (66 Prozent für Sarkozy), der damit seine Lebensgefährtin Royal übertraf, die als Kandidatin der Linken fünf Jahre zuvor nur auf 23 Prozent kam, obwohl sie in ihren Reden viele Bezüge zur Religion und zum Christentum kundtat. Beide, Hollande und Royal, waren auf katholische Schulen gegangen. Hollande war Schüler der Jesuiten.

Die bekennenden Katholiken Frankreichs wählen strukturell eher rechts. Insofern waren Hollandes 34 Prozent ein gutes Ergebnis. Selbst bei den Gleichstellungsgesetzen konnte er noch mit relativ wenig Ablehnung rechnen. 41 Prozent der bekennenden Katholiken (fast 60 Prozent der Gesamtbevölkerung) sprechen sich für die „Homo-Ehe“ aus, bei der Adoption sind es immerhin noch 30 Prozent (46 Prozent bei allen Franzosen, gegen 54 Prozent dagegen). Hätte er Adoption und Ehe getrennt, wäre es vermutlich nicht zu den Millionendemonstrationen im Januar und März gekommen. Aber die Sozialisten wollten alles auf einmal und offenbarten damit auch den ideologischen Charakter, man könnte auch sagen, den totalitären Zug ihrer Regierung. Vor allem dagegen stehen die Franzosen auf.

Es ist unverkennbar, dass Katholiken diese Debatte um Freiheit, Ehe, Familie besonders beleben, und zwar mit ihren Mitteln. Die Vereinigung Civitas organisierte rund um den Senat, der am 4. April mit den Beratungen zum Gleichstellungsgesetz begann, Dauerdemonstrationen mit Rosenkranzgebet und Kreuzweg. In den Aufrufen per Internet zitierte der Präsident Alain Escada, der auch immer öfter in den Medien zu Wort kommt – man kann die Bewegung gegen das Gesetz offenbar nicht weiter medial ignorieren – einen verstorbenen Bischof aus Nantes (in dieser Stadt ist Premierminister Ayrault Bürgermeister), Saint Emilien, der in schwieriger Zeit das Volk zuerst zum Gebet und dann zur Aktion aufrief mit den Worten: „Wenn das Vaterland in Gefahr ist, wird jeder Bürger zum Soldat.“ Jetzt sei das „Vaterland der Seelen in Gefahr“, und dagegen müsse man aufstehen. Diese, für deutsche Ohren ungewöhnlich patriotischen Klänge, stimmen die inneren Saiten der französischen Volksseele, die Werte der Republik, also Laizität, Nation und Identität, an. Deshalb marschieren auch linke Persönlichkeiten wie Simone Veil oder die Frau des früheren Premiers Jospin in den Reihen der Demonstranten mit. Jospin selbst un-

terstützt die Anliegen. Man wehrt sich gegen die Aufgabe der Identität (Herkunft und Zukunft jedes einzelnen Menschen) und hat das Gefühl, dass auch die Souveränität des Volkes in einem Brei von Beziehungslosigkeit ertränkt wird. „Père et Mère, c'est élémentaire“ (Vater und Mutter – Grundlage unseres Daseins) skandierten die Massen am 24. März.

Auch das Gefühl, es mit einem totalitär denkenden Regime zu tun zu haben, weitet sich aus. Zwei Beispiele: Die Regierung und die Präfektur von Paris sprachen von 300.000 Teilnehmern bei der Demonstration am 24. März. Luftaufnahmen aber zeigen die vier Kilometer lange breite Avenue de la Grande Armee und die Seitenstraßen voller Menschen. Sachgerechte Schätzungen sprechen von 1,8 Millionen, es war auf jeden Fall die größte Demonstration in der Geschichte Frankreichs. Die Fotos wurden von Hubschraubern gemacht und von der Polizei auf Befehl „von oben“ unter Verschluss gehalten. Einige sickerten durch und zirkulieren derzeit im Internet. Elysee und Matignon waren genau informiert und wollten über die Medien das Volk manipulieren, um „ihre Wahrheit“ und ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit durchzu-

setzen. Das ist Machart von Ideologen und Diktatoren. Das steigert die Wut im Volk. Die nächste Massendemonstration im Mai mit mehr als zwei Millionen ist programmiert. Zweites Beispiel, es kursiert auch im Netz: Der Bürger Franck Talleu ging am Ostermontag mit seiner Frau und den gemeinsamen sechs Kindern im Jardin du Luxembourg spazieren. Er selber trug den Kapuzenpulli der Bewegung „manif pour tous“ (die die Demonstrationen gegen die Gleichstellungsgesetze organisiert), mit dem Emblem, das eine normale Familie, also Vater, Mutter, Kinder zeigt. So wollte er sich auch für andere Freunde der Bewegung kenntlich machen, die ebenfalls ihren Osterspaziergang im Park geplant hatten und dabei andere Familien gleicher Gesinnung treffen wollten. Schon nach einer Viertelstunde kam ein Polizist auf ihn zu, sprach Monsieur Talleu an und forderte ihn auf, den Pulli abzulegen. Monsieur weigerte sich, und nach einem kurzen Gespräch nahm der Beamte den Bürger mit auf die Wache, um ihn dort zu verwarnen. Auf der Wache selbst suchte man nach Gründen, denn die erste Begründung (unsittliche Kleidung) weckte bei den Vorgesetzten doch einige Zweifel. Schließlich legte man sich auf „Abhalten einer unan-



gekündigten Demonstration“ fest und verpasste Monsieur Talleu um 16 Uhr 40 die gebührenpflichtige Verwarnung Nummer 37508017. Ein Spaziergang als Demonstration wegen eines harmlosen Emblems auf dem Pulli – auch das ist der übliche vorausseilende Gehorsam von Polizisten in Diktaturen. Bürger Talleu schreibt: „Liebe Familien, ein neuer Widerstand kündigt sich an. Es geht nicht mehr um endlose Kämpfe in den Gräben um ein paar Meter Land und auch nicht mehr um den Kampf im Untergrund, aus dem man alle paar Nächte hervorkommt, um seine Kinder und Liebsten zu umarmen. Nein, der Widerstand der nächsten Monate findet in Parks und öffentlichen Orten statt, wo man Arm in Arm mit Madame in Freude eine glückliche Ehe (und seinen Pulli) zeigt. Haben wir keine Furcht vor Knöllchen, denn das neue sozialistische Regime hat der Polizei und der Justiz ein so mageres Budget gelassen, dass sie bald aufgeben werden“.

Die Regierung Hollande ignoriert den anrollenden Tsunami des Volkszorns. Hollande verdrängt, dass die Franzosen bereit sind, für ihre Identität und Freiheit, die sie in Ehe und Familie als Fundament der Gesellschaft verkörpert sehen, aktiv zu demonstrieren und „spazieren zu gehen“.

Wenn Hollande in seinem ideologischen Denken verharret, wird es einen Mai und Juni 2013 geben, der als Aufstand der Familien Geschichte machen wird. Es geht längst nicht mehr nur um Ehe und Familie. Das fundamentale Thema ist nur noch Teil eines explosiven Gemischs. Man hat das Gefühl, dieser Präsident linse durch das Schlüsselloch der Schlafzimmertür und wolle auch die intimen Beziehungen der Menschen regeln. Hier sind die Franzosen sehr sensibel. Sie fühlen ihre Freiheit bedroht, ihre Identität verramscht, ihren Wohlstand aufgegeben und verwahrlost.

Das kann auch für Hollande selbst in einem Fiasko enden. Niemand weiß, ob der aufkommende Protest sich parteipolitisch kanalisieren lässt, ob daraus eine neue Partei entsteht oder nach den virtuellen Barrikaden und den realen Demonstrationen die Bewegung im Sommer an den Stränden Frankreichs wieder versandet. Viel hängt davon ab, ob Hollande reagiert, ob die Regierung die Bewegung ernst nimmt und ein Referendum organisiert oder das Gesetz ganz zurückzieht. Geschieht nichts, werden Ärger und Wut sich entladen – gegen Personen. In Frankreich zählen, wie

in den meisten „lateinischen“ Ländern Europas, die Personen stärker als in Deutschland. Die Politik ist personalisierter, und das schlägt sich nieder im Präsidialsystem und einer nach wie vor weit verbreiteten Geringschätzung von politischen Parteien. Mehr noch: Personen sind der Kern von Parteien, jeder Präsident der V. Republik hat bisher seine eigene Partei geschaffen oder eine bisher bekannte umbenannt und damit neu begründet. Dieser fundamentale Zug in der französischen Politik schlägt sich auch in der Verfassung nieder. Die Parteien werden darin kaum erwähnt. Es heißt lediglich, die Parteien „wirken an der Wahlentscheidung mit“. Das Grundgesetz hat immerhin einen eigenen Artikel (21), in dem es sehr viel weiter gefasst heißt, die Parteien wirken an der „politischen Willensbildung“ mit. Hinzu kommt das Mehrheitswahlrecht, das Partei und Person verbindet und es Protestparteien allenfalls erlaubt, einen oder zwei Abgeordnete ins Parlament zu bringen. So war die Front National trotz eines Wähleranteils in den letzten drei Jahrzehnten von rund 12 bis 15 Prozent nur selten und schwach in der Nationalversammlung vertreten. Dennoch kann der Protest auch Wahlen und Geschicke von Regierungen entscheiden. Die Verfassung

Die Katholiken demonstrieren bislang in gelassener, heiterer Stimmung, unterstützt von Pfadfindern und geistlichen Gemeinschaften. Aber nicht alle Franzosen bewahren angesichts der Unwilligkeit der Regierung zum Dialog die Geduld. Die Stimmung droht umzuschlagen.



des Präsidialsystems von 1958/1962 hat nicht nur den Staatspräsidenten mit der Machtfülle eines „demokratischen Monarchen“ ausgestattet, sondern auch doppelt die Ohnmacht des Parlaments besiegelt. Zum einen gibt sie ihm freie Hand zur Formung „seiner“ Mehrheit, das heißt seiner Mehrheitspartei. Zum anderen hat sie qua Wahlrecht die vielen ideologischen Strömungen kanalisiert und somit die Blockbildung im Parlament erleichtert. Linke oder Bürgerliche haben nur eine Chance auf Machteroberung, wenn sie sich auf einen personellen und programmatischen Nenner einigen. Extreme haben in diesem System keine Chance. So gibt es zum Beispiel seit Jahrzehnten eine trotzkistische Gruppe, aber sie verharrt ideologisch borniert in der Bedeutungslosigkeit.

Eine eigene christliche Partei ist seit den laizistischen Gesetzen von 1905 nicht mehr als solche aufgetreten. Christliches Denken findet sich gleichwohl im bürgerlichen Lager, dort allerdings in allen Parteien, von der Front National bis hin zur linken Mitte und in deutlichen Spurenelementen selbst auf der Linken. Jacques Delors, ehemaliger EU-Kommissionspräsident und Vater der heimlichen Chefin der Sozialisten, Martine Aubry, war praktizierender Katholik. Er wurde lange als möglicher Präsidentschaftskandidat der Linken nach Mitterrand gehandelt, wollte aber selbst nicht antreten. Auch die Bewegung *Manif pour tous* wird sich nicht in einer Partei einhegen lassen. Dafür ist sie zu heterogen. Aber ihre Dynamik kann Gesetze und sogar Regie-

rungen zu Fall bringen. Und sollte das geschehen, dann wird das ein Signal für Europa, insbesondere für Deutschland sein. Scheitert die Homo-Ehe in Frankreich, bleibt das auf Dauer nicht ohne Wirkung. Selbst die Richter in Karlsruhe werden das bedenken und die Wähler in Deutschland erst recht. Vor allem aber könnte es ein Signal für die katholische Kirche in Deutschland sein, dass es sich lohnt, mit dem Volk auf die Straße zu gehen und sich offen und demonstrativ für Inhalte des Glaubens und Lebens einzusetzen. Die Kirche in Frankreich hat mit ihrem Einsatz für Ehe und Familie viel an Glaubwürdigkeit gewonnen. Sie wird, auch in der Politik, wieder ernst genommen – oder wenigstens gefürchtet.

Wem gehört Frankreichs Zukunft? Für Napoleon war die Sache klar, nach der Geburt seines Sohnes rief er aus: Mein ist die Zukunft! Der Dichter und Schriftsteller Victor Hugo erinnerte ihn an die wahren Herrschaftsverhältnisse in Bezug auf die Zeit, als er sagte: „Sire, die Zukunft gehört Gott“. Die göttliche Zeit-Dynastie ist nicht zu toppen. Aber wem gehört die nächste, die überschaubare Zukunft in Frankreich? Was wird aus der Fünften Republik? Das sind die Fragen, die Frankreich im Moment bewegen. Sie sind völlig offen, denn die anhaltenden Proteste gegen das Gesetz Taubira haben das Image des Präsidenten stark verdunkelt. Die Finanzskandale und Affären kosten ihn die letzten Reste an Autorität. Längst geht es bei den landesweiten Streiks und Protesten nicht mehr nur um das Gleichstellungsgesetz. An

ihm erhitzten sich aber die Gemüter über die Zukunft der Republik.

Frankreich ist wieder zurückgeworfen auf die alte Rivalität zwischen Institutionen und Straße. Ein Hauch von Staatskrise liegt über Elysee, Matignon und den Straßen und Gärten von Paris. Lamartine, ein Dichter der postrevolutionären Ära, bezeichnete die Straße, das Volk als „ein Element“, gewaltig und notwendig wie Luft und Wasser, unkontrollierbar wie das Feuer, wenn es erst einmal entfesselt ist. Hollande hat die phosphorne Fläche berührt. Die Staatskrise hat erst begonnen. In einer nur halbwegs so aufgebrachten Stimmung vor zehn Jahren meinte der damalige Premier de Villepin: „Wir haben es mit zwei Legitimitäten zu tun, einer institutionellen und einer sozialen.“ Er meinte die gewählte Regierung auf der einen Seite und die anhaltende Protestbewegung gegen soziale Reformen, die Straße, auf der anderen. Die Masse des Protests und seine Dauer haben auch heute eine neue Legitimität geschaffen. Sollte der Protest anhalten, ist fraglich, ob man die Rivalität der zwei Legitimitäten jahrelang aufrecht erhalten kann oder ob man nicht früher wählen muss. Schon jetzt kostet die Lähmung das Land Millionen, und die Euro-Krise erfordert eine handlungsstarke Regierung und einen nationalen Konsens. Die Willkür der Sozialisten und ihre ideologische Arroganz treibt die Menschen auf die Straße. Hollande hat sich auf sie eingelassen, das Volk brüskiert und das politische Augenmaß verloren. Nun muss er dafür zahlen. □

Kardinal warnt vor Gewalt

Der Erzbischof von Paris, André Kardinal Vingt-Trois, bekannt für eine sanfte und nachgiebige Haltung, hat in ungewöhnlich deutlichen Worten der Regierung Hollande vorgeworfen, die soziale Situation in Frankreich bewusst zu verschärfen und mit dem Gesetz Taubira zur Einführung der Homo-„Ehe“ die Gesellschaft zu spalten. Die „Versuchung, alle Unterschiede zwischen den Geschlechtern zu verneinen“ führe zu Brüchen und Abgründen und statt diese Unterschiede friedlich und im Konsens zu

regeln, suche man die Unterwerfung. Aber indem man die „Mittel der Identitätsfindung durch Unterscheidung“ verschwinden lasse, produziere man „persönlichen Frust“ und der Stau dieser individuellen „Frustrationsgefühle“ wird sich früher oder später gewaltsam entladen, um gegenüber dem offiziellen Gleichheitsdrang seine eigene Identität zu behaupten. So wird der Weg in eine Gesellschaft der Gewalt bereitet.“

Für den Kardinal ist es „evident, dass das Gesetz zur Ehe und Adoption für

homosexuelle Paare diese Entwicklung mitverursacht und beschleunigt“. Gerade die Regierung müsste sich „um den sozialen Frieden kümmern“. Stattdessen „wurde alles getan, um eine öffentliche Debatte zu verhindern, selbst der parlamentarische Prozess wurde dafür instrumentalisiert“. In einer Lage, da das Land schwerwiegende wirtschaftliche und soziale Reformen brauche, „wäre es vernünftiger und einfacher gewesen, dieses Gesetz nicht auf den Weg zu bringen“.

Der steinige Weg der Ökumene im „Land der Reformation“

Papst Benedikt XVI. hat auf seinem Pastoralbesuch 2011 in Deutschland im Kloster Erfurt die Ökumene mit den Protestanten angesprochen und angemerkt: „Das Notwendigste für die Ökumene ist zunächst einmal, dass wir nicht unter dem Säkularisierungsdruck die großen Gemeinsamkeiten fast unvermerkt verlieren, die uns überhaupt zu Christen machen und die uns als Gabe und Auftrag geblieben sind ... Die Ernsthaftigkeit des Glaubens an Gott zeigt sich im Leben seines Wortes. Sie zeigt sich in unserer Zeit ganz praktisch im Eintreten für das Geschöpf, das er als sein Ebenbild wollte – für den Menschen. Wir leben in einer Zeit in der die Maßstäbe des Menschseins fraglich geworden sind. Ethik wird durch das Kalkül der Folgen ersetzt. Dem gegenüber müssen wir als Christen die unantastbare Würde des Menschen verteidigen, von der Empfängnis bis zum Tod – in Fragen von PID bis zur Sterbehilfe“.

Zu den wichtigsten Fragen einer ökumenischen Zusammenarbeit auf sozial-ethischem Gebiet zählt das Verständnis von Ehe und Familie. Der höchste Repräsentant der Protestanten, der Ratsvorsitzende der EKD Präses Dr. Nikolaus Schneider, hat in einem Interview mit der Zeitung „Die Welt“ diese für unsere Gesellschaft fundamentale Gemeinsamkeit von Katholiken und Protestanten infrage gestellt. Der bayerische Staatsminister a.D. Erwin Huber MdL hat im Schreiben vom 6. März 2013 diesen Dissens angesprochen. Erwin Huber hält dem Ratsvorsitzenden vor:

„Sie beschreiben im familienpolitischen Teil nur den Zeitgeist. ‚Vater, Mutter, Kind‘ ..., ist überholt meinen Sie, Familie sei doch überall, wo Menschen verbindlich zusammenleben. ... Ist es tatsächlich aus der Zeit gefallen, Familie im klassischen Sinne zu leben und vor allem: macht es tatsächlich keinen Unterschied mehr, ob Kinder mit ihren verheirateten (biologischen) Eltern aufwachsen oder nicht? Ist das, was immer noch die allermeisten und gerade junge Menschen wieder in hohem Maße voller Sehnsucht

Auf dem Prüfstand

anstreben, wie seit Jahren alle Generationenstudien beweisen, nämlich Ehe und Familie zu leben, kein eigener Wert für die evangelische Kirche?

Warum rufen Sie diese Menschen nicht auf, Mut zu haben, Bindungen einzugehen – ernsthaft und verlässlich, z.B. durch Trauschein oder kirchlichen Segen? ... Statt Anstoß daran zu nehmen, wie viele Kinder unter Patchwork-Situationen leiden, beschreiben Sie leider auch die „Patchwork-Familien in fast verklärter Idealisierung ... Wenn schon der Einfluss der Kirchen in unserer säkularisierenden Zeit zurückgeht, dann sollten Sie wenigstens den Mut haben, klare Signale und Zeichen christlicher Lebensführung zu geben! ... Krass finde ich Ihre Feststellung ‚Das Betreuungsgeld ist ein Fehler ...‘ und könnte erst in Frage kommen, wenn alle Kinder einen Betreuungsplatz haben. Genau in diesem Sinne äußert sich auch der Arbeitgeberverband Deutschland ... Die Arbeitgeber brauchen Frauen und Mütter für den Produktionsprozess und plädieren deshalb für die möglichst frühe und umfassende außerhäusige Fremdbetreuung der Kinder. Arbeitgeberlobby denkt nicht ans Kindeswohl, die Kirche sollte es aber tun. Eigentlich müssten die Kirchen einen besonderen Blick auf die Schwächsten und ihr Wohl haben, nämlich auf die Kinder. Und da kann man beileibe nicht davon sprechen, dass die Kita immer Vorrang haben soll. Was Kinder im

Alter von ein bis drei Jahren brauchen ist verlässliche Bindung, was sie brauchen sind Eltern. Die Kita kann das Elternhaus ergänzen, wenn Kleinkinder krippenreif sind, aber nicht ersetzen. Warum hat bei Ihnen der Kita-Platz absolute Priorität vor der elterlichen Betreuung? Das verstehe ich nicht, denn wir sollten die elterliche Verantwortung über allem sehen. Ich bin für elterliche Wahlfreiheit ... Eine sinnstiftende und zu Wertorientierung geforderte Institution wie die Kirche sollte nach meiner Meinung den Menschen mehr geistige Nahrung geben, als Sie es in Ihrem Interview zustande brachten, in dem sie sich lediglich dem Zeitgeist angehängt haben.“ So also Erwin Huber zu den Äußerungen des Ratsvorsitzenden der EKD Dr. Nikolaus Schneider.

Wenn der oberste Repräsentant der evangelischen Kirche in der wichtigsten sozial-ethischen Frage die Gemeinsamkeit mit unaufgebbaren Prinzipien der katholischen Soziallehre aufkündigt, wird die Ökumene selbst in dem Bereich schwierig, wo wir bisher meinten, uns noch am ehesten verständigen zu können.

Die von Erwin Huber kritisierten Passagen des Interviews belegen noch einmal, wie unbedacht die Forderung von einigen Politikern und Medienleuten – „Ökumene jetzt!“ – waren. Vor dem „Zusammengehen“ sollte erst einmal das „In sich gehen“ stattfinden!

Hubert Gindert

Historiker sollten nicht Propheten spielen!

Die Augsburger Allgemeine Zeitung (AZ) hat in zwei Beiträgen der Ausgabe vom 11.3.2013 den „Niedergang“ und „unaufhaltsamen Bedeutungsverlust“ der katholischen Kirche vorausgesagt. Die Überschriften der beiden Artikel lauten: „Die Kirche wirkt verstaubt“ und „Historiker sieht Niedergang der Kirche voraus“. Damit hat die AZ zum Zeitpunkt des Konklaves für die Wahl des neuen Papstes wieder einmal ihr Pflichtsoll an Kirchenkritik erfüllt. Den Stoff dafür liefert ein Interview mit Martin Kaufholt. Kaufholt ist Inhaber des Lehrstuhls

Erläuterung zum Titelbild



Marienikone „Hodegetria“

Bei dieser griechischen Marienikone aus der Zeit um 1670 handelt es sich um eine „Hodegetria“. Der Evangelist Lukas soll Maria so porträtiert haben. Typische Merkmale der Hodegetria sind: Maria trägt das Kind auf dem linken Arm und weist mit ihrer rechten Hand auf dieses. Das Kind segnet mit der Rechten im orthodoxen Segensgestus: Der Zeigefinger steht aufrecht für I, der kleine Finger ist gekrümmt wie ein C, Daumen und Ringfinger berühren sich wie ein X und der Mittelfinger ist auch leicht gekrümmt, wie ein weiteres C. So werden mit den Fingern die Buchstaben IC-XC, eine Abkürzung für „Jesus Christus“ (Ἰησοῦς Χριστός), gebildet. In der linken Hand hält das Kind eine Schriftrolle. Dies ist ein Zeichen, dass Jesus das fleischgewordene Wort ist, wie es im Johannesprolog steht. Im Nimbus hat Christus ein griechisches Kreuz und Maria Sonnenstrahlen, in Erinnerung an das „am Himmel erscheinende Weib, bekleidet mit der Sonne“ (Off. 12, 1).

Wenn sich auch Veränderungen bei Ikonendarstellungen, in Gegensatz zur westlichen Kunst, viel langsamer vollziehen, aus Ehrfurcht vor dem bis in die Zeit Christi zurückreichenden Original, so zeigen sich hier doch einige Änderungen: Der Bildhintergrund ist nicht mehr golden, sondern himmelblau. Maria sitzt nicht mehr aufrecht, sondern hat sich liebevoll ihrem Kind zugewandt. Letzteres ist typisch für die „Eleusa“-Darstellung, welche Maria als Mitleidende und als Erbarmerin zeigt. AE

für mittelalterliche Geschichte an der Universität Augsburg.

Auf den Hinweis des Interviewers der AZ, Daniel Wirsching, zur Spaltung des Christentums im 16. Jahrhundert erwidert Kaufholt: „Ja, die Reformation ist aber kein Unglück. Ich denke, dass wir heute keine Kirchenspaltung mehr erleben werden, weil die Amtskirche dazu nicht mehr lebendig genug ist und religiöse Fragen die Menschen nicht mehr in dem Maße mobilisieren. Die katholische Amtskirche befindet sich jetzt in einem Prozess des Niedergangs, wenn man die vergangenen 1000 Jahre vergleichend betrachtet“. Etwas später behauptet der Historiker Kaufholt: „... Es gibt nichts, das den Bedeutungsverlust der katholischen Kirche aufhalten wird.“

Nun kann man angesichts des Wachstums der katholischen Kirche allein während des Pontifikates von Papst Benedikt XVI. um rund 100 Millionen, der Teilnahme von 2 Mio. Jugendlichen auf dem letzten Weltjugendtag in Madrid, des großen Andrangs bei den Mittwochskatechesen auf dem Petersplatz, dem Interesse von über 5000 Medienberichterstattern aus aller Welt beim Konklave, etc. kaum von einem unaufhaltsamen Bedeutungsverlust der katholischen Kirche sprechen. Das Gegenteil ist der Fall.

Der Historiker Kaufholt hätte wissen müssen, dass sich durch die ganze Kirchengeschichte ein Ringen mit Auf und Ab durchzieht, und zwar von den Anfängen bis ins 21. Jahrhundert. Zerreißproben gab es bereits in der Jerusalemer Urkirche und in der von Paulus gegründeten Gemeinde von Korinth. Im 4. Jahrhundert, in der Zeit der Irrlehre von Arius, fielen fast alle Bischöfe vom rechten Glauben ab. Im 8. Jahrhundert hat Bonifatius in Deutschland eine weithin darniederliegende und verschlammte Kirche wieder zum Neuaufblühen gebracht.

Auf die Frage „Ist die katholische Kirche überhaupt zu Reformen fähig“, meint Prof. Kaufholt zwar, trotz seiner These: „Es gibt nichts, was den Bedeutungsverlust der katholischen Kirche aufhalten wird“: „Historisch gesehen: ja. Um das Jahr 1200 etwa hatte die Kirche in vielerlei Hinsicht ähnliche Schwierigkeiten ... Dann hat sie allerdings jenen Kräften Raum gegeben, die

die damals neuen Lebenserfahrungen, den Aufbruch in die städtische Welt, geprägt haben. Das waren die Franziskaner und die Dominikaner und ihr gelebter Glaube.“

Es waren aber nicht nur die Franziskaner und Dominikaner, die im Mittelalter Reformen vorangebracht haben. Dem Historiker Kaufholt hätten für das Mittelalter beispielsweise auch die Erneuerungsbewegungen der Zisterzienser und Prämonstratenser, die europaweiten Auswirkungen von Cluny und Bernhard von Clairvaux einfallen können oder am Beginn der Neuzeit das Reformkonzil von Trient. Letzteres insbesondere, wenn man bedenkt, dass „um 1530 nahezu vier Fünftel der Bevölkerung zu Luther und den übrigen Neueren“ abfielen und „im Wesentlichen Italien und Spanien und Bayern und mit Mühe die von Bayern bestimmten Fürstentümer Köln und Münster treu“ blieben (Walter Brandmüller, VISION Nr. 2/2013). Das Konzil von Trient brachte im 16. Jahrhundert den großen Neuaufbruch mit dem missionarischen Ausgreifen der Kirche in die Länder der neu entdeckten Kontinente. Als die Kraft der Kirche im 18. Jahrhundert wieder erschlaffte und ein Teil der Bischöfe mehr Reichsfürsten als Seelsorger waren, kam die französische Revolution und in ihrem Gefolge die Säkularisation mit der Enteignung der Klöster. Damals lag die Kirche so darnieder, dass die FAZ schrieb: „Die katholische Kirche ist nur mehr ein stinkender Kadaver, der nur noch nicht verwesen kann.“ Dennoch kam es im Verlauf des 19. Jahrhunderts zu einem Neuaufbruch, in dessen Verlauf 43 Priesterkongregationen und priesterliche Gemeinschaften sowie 270 Laienvereinigungen gegründet wurden. Heute erlebt besonders Westeuropa durch den Materialismus und die „Diktatur des Relativismus“ schwierige Zeiten. Die Kräfte für die Erneuerung im Glauben sind noch schwach. Die Medien mobilisieren alle Möglichkeiten, um einen angeblich unaufhaltsamen Niedergang der Kirche herbeizureden. Die Katholiken müssen sich das nicht einreden lassen. Ob aber der Herr bei seiner Wiederkunft noch Glauben findet und ob es „der Rest“ oder die „Menschheit“ ist, das weiß nur er allein. Hubert Gindert

Kontinuität zu Benedikt XVI. Ein Wort für die Kurie

Über Fragen des kirchlichen Lebens nach dem Wechsel im römischen Pontifikat sprach Karl Birkenseer von der „Passauer Neuen Presse“ mit dem Präfekten der Glaubenskongregation Erzbischof Gerhard Ludwig Müller, dem früheren Bischof von Regensburg (PNP, 10.4.2013, Seite 9). Hier seine Antwort auf die Frage nach den Themen der ersten Arbeitsaudienz mit Papst Franziskus:

Der Papst unterstrich die Kontinuität in der Lehrverkündigung und bewunderte das hohe theologische Niveau, auf dem Benedikt XVI. den Dialog mit der Welt von heute führte. Mir war es auch ein Anliegen, die Kompetenz und das Engagement der bischöflichen Mitglieder, der wissenschaftlichen und anderen Mitarbeiter und der Professoren der theologischen und biblischen Kommissionen, die mit der Glaubenskongregation verbunden sind, hervorzuheben. Das kommt nicht in den Blick, wenn nur durch die Brille der Klatsch-Skandalpresse auf die Römische Kurie geschaut wird. Es ist schade, dass auch gläubige Katholiken auf die völlige Verzerrung der Wirklichkeit hereinfallen und man das Unrecht nicht bemerkt, das den Hunderten treuen und fleißigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern beim Heiligen Stuhl angetan wird.

Muss man dazu ernannt werden?

In einer Zuschrift an die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (30.3.2013, Seite 10) wandte sich Prof. Dr. Manfred Spieker, Ordinarius für Christliche Gesellschaftslehre, gegen Diffamierung der Christen, die sich für das Leben der Ungeborenen und Alten einsetzen, durch das für Fragen der katholischen Kirche zuständige Redaktionsmitglied der Zeitung:

Nun bedient auch Daniel Deckers das Klischee von den „selbsternannten Lebensschützern“, die noch dazu in das Dunkel einer Verschwörung gerückt werden („klein, gutorganisiert und finanzstark“) und die durch den Rücktritt von Papst Benedikt XVI zu „Waisen“ geworden seien. Muss man denn von irgend jemandem ernannt werden, um für den Schutz des Lebens von der Empfängnis bis zum natürlichen Tod einzutreten? Wenn Ja, von wem? Das Recht auf Leben zu verteidigen ist nicht nur Christen-, sondern Bürgerpflicht. Dafür bedarf es keiner besonderen Legitimation. Lebensschützer verteidigen ein Recht, das zu den Legitimitätsbedingungen des demokratischen Rechtsstaates gehört. Der

Zeit im Spektrum

nächste Papst wird sie, ungeachtet ihrer Konfession, nicht weniger stützen als die Päpste Benedikt XVI., Johannes Paul II. und Paul VI..

Noch ein Ökumenischer Streichelzoo?

„Ökumenischer Streichelzoo“ stand über einem Kommentar von Stefan Rehder zur „Woche des Lebens“ in der Zeitung „Die Tagespost“ (13.4.2013, Seite 2). Es sei, so Rehder, ein Trauerspiel, was aus der „Woche des Lebens“ geworden sei. Bei der Gründung 1991 durch Deutsche Bischofskonferenz und Zentralkomitee der deutschen Katholiken sei ihr Ziel gewesen, „für den Schutz des ungeborenen Lebens“ zu werben. „Davon kann heute – seit 1994 richtet die DBK die ‚Woche für das Leben‘ gemeinsam mit der EKD aus – leider keine Rede mehr sein“. Zu ihrem Ziel 2013: „Stärkung des ehrenamtlichen Engagements unter dem Motto, ‚Engagiert für das Leben: Zusammenhalt gestalten‘“ bemerkt Rehder:

(...) Wenn das der größte gemeinsame Nenner sein soll, auf den sich das gesellschaftspolitische Engagement beider Kirchen bringen lässt, dann steht es um die Ökumene nicht nur schlechter als gedacht, dann lohnt es sich, ernsthaft darüber nachzudenken, ob sie nicht künftig besser getrennte Wege gingen. Denn einen weiteren ökumenischen Streichelzoo, in dem sich protestantische Kirchenrätinnen und katholische Geistliche ihrer gegenseitigen Wertschätzung versichern – für Christen gleich welcher Konfession eigentlich eine Selbstverständlichkeit – braucht niemand.

Was heute not tut, ist das überzeugend gelebte christliche Bekenntnis inmitten einer zunehmend atheistisch geprägten Welt. Eines, das die tatkräftige Sorge um die Wohlfahrt der Schwachen einschließt. Aber eben auch eines, das das Recht der Unschuldigen und Wehrlosen auf Leben nicht ausschließt und aus dem Blick geraten lässt. Die Ehrfurcht der Christen vor dem Leben war einmal ihr Erkennungszeichen. (...)

Wenn die Evangelischen nicht mehr evangelisch sind

Man könne „den Eindruck haben, Deutschland sei längst ganz katholisch geworden“, schrieb Helmuth Matthies, der Leiter der evangelischen Nachrichtenagentur „idea“, nach dem Rücktritt Benedikts XVI. „Nie zuvor bestimmte der Rücktritt eines 85-Jährigen und dann noch eines Kirchenleiters so stark die Öffentlichkeit.“ (Gastkommentar in der „Tagespost“, 7.3.2013 Seite 3). Matthies fragte nach den Gründen:

(...) Wie kommt es, dass sich so viele mit einem gebrechlichen alten Mann mit Ansichten quer zum Zeitgeist beschäftigen, sich an ihm reiben, ihn verehren wie hassen? Fast alle evangelischen Kirchenleiter können sich hier die Frage stellen, warum sie bestenfalls in Regionalzeitungen auftauchen. Liegt es vielleicht daran, dass sie nur ähnliche Positionen vertreten wie andere auch (Gewerkschaften, Grüne und andere)? Einige Bischöfe beklagen, dass der Papst nicht mehr auf die evangelischen Kirchen zugegangen sei. Könnte der Grund nicht sein, dass manches in ihnen nicht mehr „evangeliumsgemäß“ ist (nichts anderes bedeutet schließlich „evangelisch“)?

Zum Beispiel: Das Heil liegt allein in Christus, und das gilt auch für Muslime und Juden. Diese wichtigste Aussage für Zeit und Ewigkeit überhaupt hat der Papst in Worten und Taten verbreitet. Ferner: Was im Neuen Testament über Jesus Christus berichtet wird, ist so geschehen, schrieb er in seinen drei Büchern über Jesus Christus. Welcher Landesbischof in der EKD sagt das noch öffentlich? Ein Weiteres: Der Vatikan pflegt eine eigene Gesprächsgruppe mit den Judenchristen. Der deutsche evangelische Kirchentag aber lässt zwar alle möglichen – auch unbiblischen – Aussteller zu, nicht aber einen Stand für messianische Juden, und so weiter und so fort. Ist es bei alledem nicht geradezu die Pflicht des Papstes gewesen, seine Kirche vor einer derartigen Protestantisierung zu schützen? Es ist eben leider so, dass sich einige evangelische Kirchen weit von ihrer biblischen Grundlage entfernt haben. Der Papst selber sagte, in ethischen Fragen (Abtreibung und so weiter) habe sich die evangelische Seite immer weiter von der einst gemeinsamen Position entfernt.

Warum also sollte Benedikt XVI. seine weltweit wachsende Kirche (weit über 100 Millionen Katholiken mehr allein in seiner achtjährigen Amtszeit) nähern an protestantische Kirchen, die in Deutschland stark zurückgehen? (...)

Margot Käßmann: Reformations- Jubiläum nicht ohne Benennung der Schattenseiten

„Die dunkle Seite der Reformation“ – so war ein Gastkommentar in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ überschrieben (30.3.2013, Seite 12). Frau Margot Käßmann, 2010 wegen einer Autofahrt unter Alkoholeinfluss vom Amt der Ratsvorsitzenden der EKD zurückgetreten, heute „Botschafterin des Rats der EKD für das Reformationsjubiläum 2017“, befasste sich darin mit Martin Luthers Schriften über die Juden und der Wirkung einer dieser Schriften in der Hitlerzeit. Sie sieht Luther in der Tradition der „Schuldgeschichte der Kirchen mit den Juden“, und diese „Schuldgeschichte“ wiederum grundgelegt in dem Satz des Matthäus-Evangeliums „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder“ (Mt 27,25), einem Satz, der – so Frau Käßmann – „eine nachträgliche Deutung der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch die Römer im Jahre 70 nach Christus, wenige Jahre vor der Abfassung des Evangeliums“ sei. – Im Gegensatz zu seiner Schrift von 1523 „Dass Jesus Christus ein geborener Jude sei“, sei „auch der späte Luther ein erschreckendes Beispiel christlicher Judenfeindschaft“. Dazu Frau Käßmann näherhin:

(...) Zwanzig Jahre später, 1543, erscheint ein im Duktus völlig anderer Text Luthers. Schon der Titel „Von den Juden und ihren Lügen“ verrät, dass es sich um eine Schmähchrift handelt. Luther schlägt darin der Obrigkeit vor, dass sie jüdische Synagogen und Schulen „mit Feuer anstecken“, ihre Häuser „zerbrennen“ und die Juden „wie die Zigeuner in einen Stall tun“ soll. Diese so unfassbaren Äußerungen können auch nicht mit einer Verbitterung darüber erklärt werden, dass Juden – anders als von ihm erwartet – nicht zur Kirche der Reformation konvertierten. Auch der „Zeitgeist“ kann nicht zur Rechtfertigung dienen. Diese Sätze werfen auf Luther und seine Reformation einen Schatten und sollten die Kirche, die sich nach ihm benannte, auf einen entsetzlichen Irrweg führen. (...)

Luthers antijudaistische Schmähchrift von 1543 wurde immer auch vom späteren rassistischen, also biologisch begründeten Antisemitismus missbraucht. Sie diene als Rechtfertigung für Diskriminierung, Ausgrenzung und Mord an europäischen Juden. Luthers Text wurde in der NS-Zeit häufig nachgedruckt, z. B. unter dem Titel „Martin Luther und die Juden – weg mit ihnen!“ (...)

Das Jahr 2013 steht für die Evangelische Kirche in Deutschland im Rahmen der Lutherdekade auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 unter dem Ti-

tel „Reformation und Toleranz“. Es kann kein Reformationsjubiläum geben, das bei aller Freude über die Errungenschaften der Reformation ihre Schattenseiten nicht benennt.(...)

Anmerkungen zum Vorabdruck des neuen „Gotteslob“

Unter dem Titel „Gotteslob und Menschenrücksichten?“ brachte die Monatschrift „Theologisches“ einige Seiten „Randnotizen zum Vorabdruck des neuen Gebet- und Gesangbuches“ aus der Feder des em. Dogmatikers Prof. Dr. Johannes Stöhr („Theologisches“, März/April 2013, Sp.207-212; Verlag nova & vetera, Estermannstr.7, D-53117 Bonn). Die verpflichtende Einführung des neuen Buches ist für den Advent dieses Jahres vorgesehen; der Vorabdruck im Umfang von 1215 Seiten ist in Kopie an viele Pfarrer verschickt worden. – Aus dem Fazit, zu dem Prof. Stöhr nach einer Durchsicht, mancher Kritik und etlichen Verbesserungsvorschlägen kommt, hier einige Sätze; sie mögen einen Eindruck von den heutigen Problemen bei der Herausgabe eines solchen Buches geben.

(...) Bei aller aner kennenswerten Vorarbeit ist der Entwurf noch sehr unausgereift und nicht ohne ernste Mängel – vieles sollte dringend gestrichen, anderes unbedingt ergänzt werden. Für praktizierende Katholiken ist einiges unakzeptabel und nicht wenig es ganz überflüssig – manches ist nur mühsam zu finden. Wer selten in die Kirche geht, findet in der Fülle des Angebotenen kaum noch die vertrauten Gebete und Lieder, d.h. er fühlt sich dann oft fremd in seiner Kirche (...)

Das Ziel war wohl etwas hochgesteckt: Katechetische Grundunterweisung, liturgische und liturgiegeschichtliche Erklärungen, Grundgebete, Sakramentenpastoral, Segnungen, Stundenbuch mit Psalmen und Antiphonen, Zwischengesänge, Regieanweisungen, historische Reminiszenzen, Lieder, Litaneien und Andachten, Hauspostille – alles in einem Buch!

Eine große Zahl selbstbewusster Köche, Kommissionen und hohe Kosten bilden erfahrungsgemäß noch keine Garantie dafür, dass wirklich alles Zubereitete auch gut essbar ist. (...)

So bleibt nur zu hoffen, dass Korrekturvorschläge nicht als Beleidigung abgetan, sondern dass zumindest ernste theologische Schnitzer bereinigt werden.

Die eigentlich verantwortliche Autorität ist nicht die Bischofskonferenz, sondern der einzelne Bischof in seiner Diözese. Er trägt die Verantwortung für die ihm anvertrauten Gläubigen (...) Die Konferenz könnte eine wirklich nütz-

liche Dienstleistung erbringen: unangemessene und überhöhte Copyright-Forderungen von Verlagen oder Autoren abzuweisen oder notfalls abzugleichen, dass jeder Bischof (und ihm gegenüber verantwortliche Pfarrer) ein eigenes verbessertes Gotteslob drucken lassen kann. (...)

Zwei Voraussetzungen sind an sich für jede Neueinführung erforderlich: Das Neue muss eindeutig besser sein, und zwar so sehr, dass auch der Verlust einer guten Gewohnheit kompensiert wird. Schon die bisher genannten und recht sporadischen Hinweise zeigen: Die vorgesehenen Verbesserungen wiegen die Nachteile und erheblichen bisherigen und neuen Kosten nicht auf. Es ist bereits absehbar, dass das Buch in kurzer Zeit überholt sein wird – zur großen Freude der Verleger. (...) Vermutlich enthält das Gotteslob viele Verbesserungen gegenüber den ersten Entwürfen – das Ergebnis kann sich leider noch nicht sehen lassen.

Die Mutter eines Blutzeugen

Das PUR-Magazin stellt im April-Heft Marianna Popieluszko vor: eine polnische Bäuerin, geboren 1920, Mutter des 1984 ermordeten und 2010 seliggesprochenen Priesters Jerzy Popieluszko (Nr.4/2013, Seite 31; Hauptstr.22, D-88353 Kisslegg) An den Exequien für den ermordeten Priesters nahmen 800000 Menschen teil (siehe „Fels“ 6/2010, S.170). – Hier der Schluss des Porträts seiner Mutter.

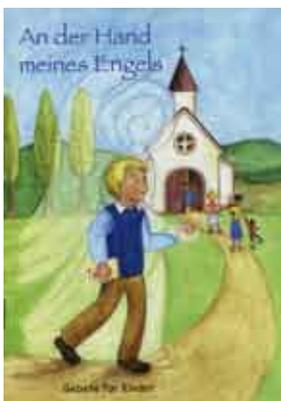
(...) Marianna erinnert sich noch genau daran, als sie ihren Sohn zum letzten Male sah. „Es war im September. Er kam ohne Voranmeldung nach Hause. Er ließ mir sein Kleid zum Flicker da und sagte nur: ‚Ich hole es bei meinem nächsten Besuch wieder ab; wenn nicht, behältst du es als Andenken an mich.‘ Als er sich verabschiedete, sagte er noch: ‚Sollte ich sterben, weint nicht um mich.‘ Ich erstarrte, denn ich hatte ihn noch nie so reden hören.“

Einen Monat später küsste sie ihrem toten Sohn noch einmal Hände und Füße und fühlte dabei „große Verbundenheit mit Maria“. Marianna erzählt. „Die Muttergottes hat auch gelitten, als sie ihren toten Sohn sah, aber sie hat dem Willen Gottes zugestimmt. Deshalb wusste ich, dass auch ich diesen Schmerz annehmen musste.“

Bei seinem Besuch in Polen 1987 kniete Papst Johannes Paul II. lange am Grab ihres Sohnes. Dann stand er auf, umarmte Marianna, küsste ihr Haupt und sagte: „Mutter, du hast uns einen großen Sohn geschenkt.“ Es war, so sagt die 92-Jährige heute, die wichtigste Begegnung ihres Lebens.



Pfr. Christoph Haider: Herzlich Willkommen! Ein Brief an ältere Leute, Kleinschft, Eigenverlag, 40 S., 2,- Euro



Dorothea Hageböck (Autor, Illustrator), **Michael Hageböck** (Autor) **An der Hand meines Engels – Gebete für Kinder**, Broschüre, 32 S., Verlag: EOS Verlag, ISBN-13: 978-3830676003

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Kräutergartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Norbert Gärtner
Storkower Str. 5a, OT Wemsdorf
15713 Königs Wusterhausen
- Prälat Ludwig Gschwind
Mindelzell, Hl.-Kreuz-Str. 1
86513 Ursberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17, 82065 Baierbrunn
- Gerhard Stumpf
Nordfeldstr. 3, 86899 Landsberg

Es sind noch Plätze frei

Wallfahrt über Budapest zu den Moldauklöstern

20. bis 28. Mai 2013 · Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus begleitet die Wallfahrt geistlich; ortskundige Führungen erschließen die Kultur, Kunst und Architektur · Der Fels e.V., IK-Augsburg und das Forum laden zu dieser Wallfahrt ein.

1. Tag: Fahrt nach Budapest 2. Tag: Budapest: Führung durch die Altstadt (Mathias Kirche, Fischerbastei u.a.); 3. Tag: Fahrt nach Baia Mare; 4. Tag: Marmures: Holzkirchen (im Unesco-Weltkulturerbe) in Surdesti und Barsana; der heitere Friedhof in Sapanta; Fahrt nach Bistrita; 5. Tag: Kloster Moldovita (Die Kirche im traditionellen Dreikonchentypus mit fünf Räumen ist mit Wehrtürmen und Mauern umgeben.); Kloster Sucevita, Übernachtung in Gura Humorului; 6. Tag: Kloster Humor, Kloster Arbore evtl. Sihastria, Varatec oder Agapia; 7. Tag: Kloster Voronet (Wegen der exzellenten Fresken wird die Kirche auch „Sixtinische Kapelle des Ostens“ genannt.) Fahrt nach Cluj Napoca (Klausenburg) 8. Tag: Fahrt nach Győr 9. Tag: Rückreise von Győr zu den Ausgangsorten

Informationen und Anmeldung:
Klaus-Reisen, Biberkopfstr. 1, 87719 Mindelheim; Hinweise: 08261-1383

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

München:

14. Mai 2013 · 18:00 Uhr · Hansa Haus · Brienerstraße 39 · 80333 München · H.H. Prof. Dr. Andreas Wollbold: **„Die versunkene Kathedrale – Den christlichen Glauben neu entdecken“** · Hinweise: 089-605732

St. Thomas Gunzenheim: Wallfahrt zur Madonna im Strahlenkranz

4. Mai 9.30 Uhr: Beichtgelegenheit · 10:00 Uhr · Wallfahrtsamt mit Predigt: S. Exz. Bischof em. Dr. Walter Mixa · www.wallfahrt-gunzenheim.de · anschl. Veranstaltung des Forums Deutscher Katholiken und des IK-Augsburg · im Haus Barbara (neben der Kirche) · Begegnung mit S. Exz. Bischof em. Dr. Walter Mixa; · Marianne Müller: **Glaube, Hoffnung und Liebe im Leben des Christen** · Gerhard Stumpf: **Die Einzigartigkeit der Kirche** · 12.30 Uhr · Mittagessen Beim Brui in Müdling

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Mai 2013

1. Für die Verantwortlichen in der Rechtspflege: um Integrität und Gewissenhaftigkeit.
2. Für die Priesterausbildung in den jungen Kirchen: um Formung nach dem Bild Christi, des guten Hirten.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau; Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V., Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Anton Knab und Emil Darapsky – der Macht des Terrors ausgeliefert

Eine falsche Vorstellung geistert durch die Köpfe mancher Journalisten und Bischöfe in Deutschland. Der evangelische Landesbischof Bedford-Strohm sagte am 24.03.2013 in Dachau, dass es die Christen in der NS-Zeit unterlassen hätten, gegen die Judenverfolgung zu protestieren. Die evangelischen Bischöfe von Baden und der Rheinpfalz haben bereits 2010 zusammen mit ihren katholischen Kollegen in einem gemeinsamen Kirchenwort den gleichen Vorwurf erhoben. Damit haben sie das Gedenken an die zahlreichen und heldenhaften Vorbilder wie Dr. Gertrud Luckner, Pfarrer Dr. Feurstein, Pfarrer Eugen Weiler, Pfarrer Wilhelm Carloni oder Dr. Richard Kuenzer zugedeckt. Sie alle haben nämlich wie Tausende anderer Helden damals ihr Leben riskiert, und viele von ihnen haben es auch verloren. Dass damals das kleinste Aufbegehren gegen das Terror-System den fast sicheren Tod bedeutete, zeigt uns auch das Leben der beiden Lehrer Emil Darapsky und Anton Knab aus der Diözese Mainz.

Beide lehrten im Unterricht, dass alle Menschen Geschöpfe Gottes seien und daher menschliches Leben grundsätzlich zu schützen sei. Deshalb wurde schon seit 1939 Knabs Religionsunterricht behindert und sein Orgelspielen im Gottesdienst verboten. Seine Gespräche und sogar seine Post wurden heimlich überwacht. Dort fand die Gestapo u.a. die Bemerkung Knabs, Stalin und Muss-

olini seien Teufel, Hitler jedoch der Oberteufel. 1944 wurde er vom Volksgerichtshof von der Anklage der Wehrkraftzersetzung überraschenderweise freigesprochen. Die mutigen Richter konnten ihm aber nicht helfen. Die Gestapo verhaftete ihn nach dem Freispruch von der Seite seiner Frau weg und brachte ihn in das KZ Dachau, wo er am 14.03.1945 mit einem Spaten erschlagen wurde. So endete das Leben eines verdienten katholischen Lehrers, weil er einen inneren Widerstand lebte. Ähnlich erging es seinem jungen Kollegen Emil Darapsky. Dieser besuchte von frühester Jugend an täglich die hl. Messe, was der Gestapo nicht verborgen blieb. Bei seiner Bewerbung um Verbeamtung im Gymnasialdienst bestätigten ihm seine Vorgesetzten zwar eine sehr gute fachliche Befähigung für den Lehrberuf, sie machten jedoch darauf aufmerksam, dass er wegen seiner starken kirchlichen Bindung kein Nationalsozialist sei. Auch seine Briefe wurden überwacht. An seine Mutter hatte er geschrieben, dass



Emil Darapsky
1906 - 1944



Anton Knab
1878 - 1945

der Krieg Hitlers aussichtslos und überdies eine ganz blöde Sache sei. „Du brauchst keine Angst zu haben, dass Deine Buben für Hitler und wegen seines Judenhasses abgeknallt werden!“ Emil Darapskys Briefe zeigen seine Abscheu vor dem NS-System. Seine privaten Äußerungen wurden ihm vor dem Volksgerichtshof als Wehrkraftzersetzung ausgelegt, was zu einem Todesurteil führte, das am 30.10.1944 im Zuchthaus Brandenburg-Görden vollstreckt wurde. Schon wenige Monate nach dem Ende der Nazizeit hielt die Stadt Mainz eine Gedenkfeier für 27 Opfer des Nazi-Regimes ab. In vergleichbaren Städten wie Münster, Freiburg oder München waren die

Opferzahlen nicht geringer. Ihr Tod war nicht sinnlos, aber vergeblich. Deshalb sollte man heute auch daran erinnern, dass es damals bei mehr Widerstand noch mehr Tote gegeben hätte. Vor allem sollte man die Helden von damals dem Vergessen entreißen und sie der Jugend als Vorbilder vorstellen.

Eduard Werner